

* Wiesbadener Volksbücher Nr. 68. *



Bauernstolz

von

Lulu von Strauß=Torney.

I. Auflage.

(1. bis 20. Tausend.)



Verlag des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden.
Geschäftsstelle: Buchhandlung Heinrich Staadt, Wiesbaden.
1905.

Preis 15 Pfennig.



Wiesbadener Volksbücher Nr. 68.

Bauernstolz

von

Lulu von Strauß-Torney.

Erste Auflage. — 1. bis 20. Tausend.



Verlag des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden.
Geschäftsstelle: Buchhandlung Heinrich Staadt, Wiesbaden.
1905.

Mit Genehmigung der Dichterin und des Verlegers abgedruckt aus „Bauernstolz“, Dorfgeschichten aus dem Weserlande von Lulu von Strauß-Torney. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Druck von Ph. Rohr (Inh. Emil Rohr) in Kaiserslautern.

Einleitung.

Es liegt in der Entwickelung der Frauenliteratur begründet, daß sie gerade in den beiden letzten Jahrzehnten unter dem Einflusse der sozialen Frauenbewegung sowohl an Umfang, wie an Tiefe zugenommen und eine Macht gebildet hat, mit der gerechnet werden muß, einerlei, ob ihre Vertreterinnen auf eine zielbewußte Loslösung vom Manne oder auf eine Einwertung der Wesensverschiedenheiten aber auch Zusammenwirken, beider Geschlechter hinarbeiten. — Namentlich zu den letzteren gehören die markantesten Schriftstellerinnen unserer Tage, die auch, da sie geruhigter und weniger tendenziös sind und sich in sicheren Geleisen bewegen, auf eine ausgiebigere künstlerische Reife ihres Talents und eine friedliche Weiterentwicklung ihrer Bestrebungen hoffen lassen. —

Zu ihnen zählt Lulu von Strauß und Tornen, die von ihrem ersten bescheidenen Auftreten an auf mich stets einen sympathischen und erfreuenden Eindruck gemacht hat. Sie steht noch nicht seit langer Zeit in der Literatur, hat sich aber trotzdem einen bereits sehr geachteten Namen erworben und dürfte nun nach Ausgabe ihres letzten Romans die Aufmerksamkeit auch fernstehender Kreise auf sich gezogen haben.

Ihr erstes Gedichtbändchen veröffentlichte sie bei Horstmann in Göttingen. Im allgemeinen gehen diese Erstlinge jedoch nicht über ein gutes Mittelmaß hin-

aus, wenngleich sie alle einem gesunden, kräftigen Empfinden entsprungen sind, auch klingen schon hin und wieder Töne an, die die künftige Dichterin ahnen lassen. — Im Jahre 1901 folgte dann Bauernstolz, (H. Seemann-Leipzig), Dorfgeschichten aus dem Weserlande. In den sieben Erzählungen und Skizzen, die die Sammlung enthält, offenbart sich schon das ganze reife Können der Dichterin. Sie alle zeugen von einer Schärfe der Beobachtung, von einer Kenntnis des heimatlichen Bauernlebens, von einer Ruhe und Sicherheit in der Charakterisierung, wie wir es gerade bei weiblichen Naturen selten finden. Überhaupt haftet der ganzen Poesie der Dichterin etwas spezifisch Männliches an. Mit fester energischer Hand greift sie die handelnden Personen aus der Fülle des Lebens heraus und stellt sie mit wenigen Worten vor uns, ohne ihnen jedoch vorher ein Stadtgewand angezogen oder Herrenmanieren beigebracht zu haben. Ihre Bauern charakterisieren sich selbst durch Wort und Tat. — Diese Geschichlen haben kulturgeschichtlichen Wert. Sie spiegeln uns das Leben in Dorf und Haus mit seltener Treue und Wahrhaftigkeit wieder. Die Dichterin hat den Bauern in die tiefsten verborgensten Winkel ihres Herzens geschaut. Sie hat in schwerer Stunde bei ihnen gesessen und von den schmalen Lippen gelesen, was sie hartnäckig verschwiegen. Der Bauer ist ihr kein Rätsel, sie weiß, daß unter der harten, äußeren Schale ein Herz steckt, gar zart und weich und so treu wie Gold. Sie hat den geheimnisvollen Unterströmungen im Leben des Bauern gelauscht, die ihn mit Hof und Geschlecht, mit Überlieferung und Sitte und Gewöhnung verbinden und ihn oft so tragisch daran

fesseln. Das ist der große kategorische Imperativ, der dann hart und schneidend in das Leben eingreift und alle Eigenregungen erstickt, so in den kurzen Erzählungen „Um den Hof“ und in „Bauernstolz.“ Die letzte geben wir als Probe ihres reichen Könnens hier wieder. Sie ist voll herber Schönheiten und in ihrer Fabel charakteristisch für das schlichte aber auch stolze Empfinden sowohl des reichen Vaters, dem die Bauernehre über das Glück seiner Tochter geht, als auch des schlichten Mädchens, das seine reiche Liebe den starren Überlieferungen nicht opfern will. Diese Erzählung gehört in ihrer Strengzügigkeit und der konsequenten Durchführung der durch den Charakter der Heldin bedingten Handlung zu den wertvollsten der Sammlung. Einer gewissen Tragik entbehren auch Schuld und Wasser nicht; doch zeigen sie uns den Dorfbewohner mehr in seinem weichen Empfinden. Von den Erzählungen des Bändchens Bauernstolz sagt Hermann Löns, einer der besten Kenner norddeutscher Verhältnisse: „Diese Schilderungen verraten so viel Sicherheit, Ruhe und Wahrheit, daß man nirgends aus der Illusion gerissen wird. Und kein Typus ist schwerer zu schildern als der niedersächsische Bauer. Alle Leidenschaften, alle Wallungen, spielen sich unter einer harten, aus Besonnenheit, Phlegma und Konvention gebildeten Decke ab, durch die nur der sehen kann, der mit diesen Leuten lebt. In jedem Dorfe gibt es Romane, jede Gemeinde hat ihre komischen und tragischen Novellen, jedes Haus seinen Erzählungsstoff; aber der Städter kann Jahr für Jahr in das Dorf kommen, ohne eine Spur davon zu bemerken, denn diese Leute sprechen nur unter sich darüber und auch

dann nur notgedrungen". Um aber die Bauern so zeichnen zu können, dazu gehört mehr als die vielgerühmte Schärfe der Beobachtung, dazu gehört ein Mitempfinden, Mitleben, Verstehen und Verzeihen.

Auch die Balladen und Lieder (H. Seemann-Leipzig) enthalten epische Gedichte, die von der realistisch-dichterischen Kraft der Dichterin zeugen. Bauernstolz und -trotz haben das Motiv zu zweien der schönsten hergegeben, zu „Der Bauernführer" und „Des Braunschweigers Ende". Im übrigen sind die Balladen mit wenigen Ausnahmen der Geschichte und Sage entnommen. Ich nenne noch: „Judith von Kemnade" und „Der Reventlowen Ehre". Das sind ganze Gestalten ohne jegliche Halbheit, die ihrer Liebe und ihrem Hasse und ihrer Ehre leben, sich selbst getreue Charaktere voll Rasse und Edelblut. Ich hebe diese vier Gedichte heraus, weil sie besonders markig und wuchtig sind, und weil ihnen der streng abgewägte balladische Ausdruck besonders gut steht. Lulu von Strauß verdient als Balladendichterin deshalb hervorgehoben zu werden, weil sie neben mehreren Poeten, ich nenne nur v. Münchhausen, Ruseler, A. K. T. Tielo, die einzige Dichterin auf diesem Gebiete ist. Sie erinnert, selbst in ihrer sprachlichen Behandlung, viel an A. Droste. — Auch die lyrischen Gedichte sind ohne jegliche sentimentale Anwandlung und ohne erkünstelte Gefühle. Dazu hat sie zu viel Lebenserfahrung und zu viel gesundes Blut. Am subjektivsten gibt sich uns die Dichterin in den unter „Aus Einsamkeiten" und „Kampf" zusammengefaßten Gedichten. Sie ist durch viel Kampf und Streit, durch verweinte und durchhärmte Nächte gegangen, ehe ihre Seele in den Stun-

den der Einsamkeit zur Klärung gekommen. Es liegt viel stille Resignation in den Gedichten, aber auch viel zuckende Leidenschaft, die sich nur in den Stunden der Nacht hervorwagt. Aber sie hat einen festen Willen und einen gesunden Herzschlag; sie hat sich durchgerungen und steht über ihren Leidenschaften. Kampf und Entsagung haben ihre Seele schmerzgereift und geläutert, sodaß sie sogar ein Dankeswort für die Stunden der Versuchung findet. Sie ergründet Fährnisse und Tageswerk auf ihren Gnadenwert und weiß auch den bitteren Stunden Segen abzugewinnen. So ist in ihrer Seele das große Lieben, das heilige Mitempfinden mit den Qualen und Schmerzen der Mitwelt gereift, so daß „keine Träne ihrem Herzen fremd und alle Sehnsucht ihr vertraut und nahe ist," „und was sie weiß und sieht, das wird ihr eigen". — Auch ihre Heimatbilder sind voll Stimmung und Schönheit, das lebt und webt in ihnen geheimnisvoll und rätselhaft; sie sind voll feiner, klingender Worte, voll tiefer Fragen und leiser Antworten. Der Wind, der Baum, das Ährenfeld, sie reden zu dem Herzen der Dichterin, und diese versteht sie, da sie mit beiden Füßen im Boden wurzelt und aus derselben braunen Erde ihre Kraft empfängt, die auch den Mohn und den Roggenacker würzt. — Den eigentlich unbefriedigtsten Eindruck hat ihr Roman Aus Bauernstamm (Otto Janke-Berlin) in mir hinterlassen. So viel Einzelfeinheiten der erste Teil des Romans, der in Berlin spielt, auch enthält, er bewegt sich noch zu sehr in überlieferten Bahnen und arbeitet zu stark mit abgegriffenen Mitteln. Eine originelle Färbung erhält er erst im zweiten Teil auf dem Bauernhofe. Das starkzügige Leben

daselbst ist vortrefflich wiedergegeben, die Komposition der Handlung ist streng und geschlossen, mit fast dramatischer Notwendigkeit vollzieht sich dieselbe. Und steht auch dieser Roman noch nicht auf voller künstlerischer Höhe, so besitzt er doch einen Vorzug, der ihn über den Durchschnitt unserer Tagesromane erhebt: er ist gesund, gesund in der Verfechtung echter, dauernder Moral, der Moral, die dem Weibe gebietet, seinen Platz da auszufüllen, wohin es Gott gestellt hat. „Ich kann doch nicht anders, er ist doch 'mal mein Mann!" sagte die Frau eines verkommenen Arbeiters und Säufers, die ihren Mann nicht verlassen will. An einer anderen Stelle heißt es: „Über alle Wesensfremdheit zwischen Mann und Weib gibt es nur eine Brücke: eine starke Liebe. Selbstische Liebe verlangt vom andern, daß er allein den Weg suchen soll; aber einer allein findet ihn nicht. Unreife Leidenschaft will die trennenden Wasser überfliegen, aber sie bricht sich nur die Flügel. Es gilt den Weg zu gehen, jeder von seiner Seite, Schritt für Schritt, und wenn man sich gefunden hat, sich fest an den Händen halten, daß man sich nicht wieder verliert."

Nun ist vor einigen Tagen ein zweiter Roman bei Egon Fleischel u. Co. in Berlin erschienen, *Ihres Vaters Tochter*, der zu dem eben besprochenen in demselben Verhältnis steht, wie der Band Balladen und Lieder zu den Gedichten. — Agnes Weddingen, die Tochter eines gefeierten Schriftstellers, erfährt nach dem Tode ihres angebeteten Vaters und Lehrers aus hinterlassenen Briefen, daß er durch eine Theaterliebschaft indirekt den Tod seiner Frau, eines zarten, beschränkt-gütigen Seelchens verschuldet hat. Sie wird

irre an seinem Charakter und verbannt sein Andenken. Erst durch eine unlautere Liebe zu einem verheirateten Offizier lernt sie leidend das Leben verstehen. Und in diesem Verständnisse wächst ihr die Verzeihung und die bewußte Liebe zu ihrem Vater wieder. Inzwischen erfährt sie von einem befreundeten Maler-Professor, der sie auf ihrem Buß- und Gnadenwege unterstützt, und der ein früherer Freund ihres Vaters ist, auch von seiner sittlichen Genesung, und in der reinen Liebe zu dem Professor und mit der glücklichen Vereinigung beider klingt das Buch versöhnend aus.

Ich glaube, daß Lulu von Strauß einen guten Wurf getan hat. Das Buch ist stark und reif und aus einem geläuterten, edlen Empfinden heraus geschrieben, voll warmherziger Liebe, sieghafter Lebensbejahung und voll Glaubens an die sittlichen Kräfte in uns. Sie predigt überall einen freudigen, starken Optimismus, der immer und überall an das Leben glaubt, der selbst, wo es ungütig ist, es durch Kraft und Güte zwingt und so überwindet. Literarischen Tiftlern wäre kein Gelegenheit gegeben, zwischen manchen Liedern der Dichterin und diesem Roman interessante Parallelen aufzudecken. Wir wollen uns an dem Roman genügen lassen und seine Wahrheiten beherzigen, wo es uns not tut. Der Bußgang der Agnes soll uns ein Segen sein. Sie sagt: „Lieben heißt verzeihen. Das ist so schön und so einfach. Ich habe es mir schwerer gemacht. Ich bin den andern Weg gegangen, der sehr tief hinunterführt. An mir selbst habe ich bitter bereuen müssen: sündigen heißt leiden. Leiden heißt verstehen. Verstehen ist verzeihen."

Die Dichterin hat sich einer alten Technik bedient.

Der größte Teil der Bekenntnisse ist in Tagebuchblättern wiedergegeben, diese Ichform jedoch, die auf die Dauer ermüden würde, durch Briefe ihres Vaters und ihrer Freunde unterbrochen. Hat man sich einmal an die Form gewöhnt, so empfindet man diesen Stil nicht mehr als störend, zumal die Notizen sich nicht zu sehr in Einzelheiten verlieren und die Treue der Wiedergabe immer gewahrt bleibt. — Das Landschaftliche mußte der Technik gemäß zurückstehen, es ist nur Wert auf die psychologische Durchführung des Problems gelegt worden. Aber dennoch fühlen wir hinter den Menschen, zumal bei Agnes Weddingen und dem Professor, die nährende, kraftspendende Heimaterde, die unsichtbare, uralte nahe Verbindung mit der großen geliebten Mutter Erde, der der Mensch mit aller Kultur und Geistesfreiheit doch nie entwächst, die ihn an diesem einfachsten Bande festhält, bis sie ihn selbst wiedernimmt.

Iserlohn, Mitte Juni 1905.

W. Lennemann.



Bauernstolz.

Durch die breite Einfahrt, über den Hof holperte rasselnd der hochbepackte Erntewagen; die braunen Ackerpferde warfen die Köpfe, die roten Röcke und bunten Tücher der Mädchen oben auf den fahlgelben Garben flammten förmlich auf in den letzten schrägen Sonnenstrahlen, die durch eine Lücke im Eichenkamp auf den Hof fielen.

Der Bauer, der am Scheunentor stand, rieb sich das stoppelige Kinn vor Zufriedenheit. Er tat einen kräftigen Zug aus der kurzen Pfeife und ging ein paar Schritt dem Wagen entgegen.

„Is't noch nich ball' rinne?“ frug er.

Das eine der Mädchen auf dem Wagen wandte sich um. „T'is dat letzte Fauder!“

Der Bauer nickte, blieb am Scheunentor stehen und sah dem Abladen des Wagens zu. Oben in der Luke des Kornbodens stand ein Knecht und nahm die Garben an, die ihm heraufgereicht wurden. Es war hastige Arbeit, die Gesichter waren heiß, die Mädchen hatten die breiten Bänder der Schleifenhauben unter dem Kinn gelöst.

Endlich war es fertig. Der Knecht fuhr langsam mit dem müden Gespann durch die Scheune zum Stall. Die Mädchen waren abgestiegen; eine von ihnen, ein derbes, hübsches Ding, schob nun die Mütze zurecht und reckte die sonnenbraunen Arme.

Der Bauer sah sie an. „Hest düchtig rannemöt vandage.“

Sie lachte, daß die weißen Zähne blitzten. „Eck heww jau de Kräfte!“ sagte sie.

Der Alte nickte. „Man gaud, dat sei hest,“ sagte er kurz, „schallst sei ball woll bruken känen.“

Das Gesicht des Mädchens wurde plötzlich anders, sie kniff die Lippen zusammen und ging, sich rasch umkehrend, dem Haus zu.

Der Rodtmeier sah ihr nach und schüttelte den Kopf.

„Schad is't doch,“ sagte er laut vor sich hin, „ne fixe Maike. Eck harr neinen wußt, de mi för ehr gaud naug wesen wier. Un nu'n Daglähner. Aewer sei hett't jau sülben wullt.“

Dann ging er über den Hof zum Stall.

Das Mädchen war durch die große Diele gegangen, an dem offenen Herd mit dem darüberhängenden Kessel vorbei, eine kleine Stiege herauf.

Die gute Stube war nur für Gäste, sie wurde nie bewohnt. Die roten Polstermöbel und die polierte Kommode waren jetzt ganz an die Seite geschoben, auf dem freien Raum standen durcheinander ein paar Stühle und ein Tisch von Tannenholz, eine große buntbemalte Truhe und ein Schrank, ein Spinnrad, eine einfache Wiege, Kochtöpfe, ein breites Tannenholzbett.

Das Mädchen stand an der Tür und sah mit gefalteter Stirn auf die Sachen hin.

„Wenn de'n Daglähner frigen deihst, schallst ok ne Utstüer kregen, as sei sik för'ne Daglähnerfru hürt," hatte der Bauer gesagt, als er endlich sich in die Heirat gefunden hatte.

Eine Meierstochter sollte eigentlich nur wieder auf einen Meierhof heiraten. Dem Rodtmeier war bis jetzt nur noch keiner für seine Tochter gut genug gewesen.

Es war ein böser Tag, als Stine ihm sagte, daß sie und der junge Pöhler, der Tagelöhnersohn, sich heiraten wollten. Am liebsten hätte er dem frechen Menschen die Faust vor den Kopf geschlagen, der es wagte, an seine Tochter zu denken. Daß die Sache aus und vorbei war, verstand sich von selbst.

Aber seine Tochter hatte denselben harten Kopf wie der Alte. Sie wartete ihre Zeit ab.

Die zweite Tochter war jetzt verlobt, sie kam auf einen Vier-Pferde-Hof, der Sohn hatte ein Mädchen geheiratet, das gut seine Vierzigtausend mitbekam, es war vor kurzem ein kleiner Hoferbe geboren, ein kräftiger Junge. Das mochte dem Rodtmeier die Sache wohl gleichgültiger machen. Die ewigen sauren Gesichter, das vorwurfsvolle Wesen seiner Frau, die auf seiten der Tochter stand, waren ihm zuwider. Er machte ein Ende und gab nach. Wenn eine Meierstochter sich so wegwerfen wollte, mochte sie es tun.

Stine war früher immer „seine Beste" gewesen. Jetzt behandelte er sie anders; nicht unfreundlich, aber mit einem gewissen geringschätzigen Mitleid. Das Mädchen empfand das scharf.

Sie sah jetzt finster über die einfach gezimmerten Sachen hin. Sie wollte sich daran freuen und an die Hochzeit denken, die nun bald sein sollte. Aber die Rede, die der Alte ihr eben wieder gesagt hatte, drängte sich zwischen ihre Gedanken.

„Harr eck n' annern nahmen, denn harr eck ok woll sammtene Stäule kregen," dachte sie verbittert; „aewer nu! Aewer hei hett jau recht. Wat schull eck dormit dauhn? In 'n Daglähnerhus!"

Ihr Gesicht war nicht heller geworden, als sie langsam aus der guten Stube in die kleine, niedrige Kammer ging, wo sie mit der jüngeren Schwester zusammen schlief und sich mit einer Näharbeit für die Aussteuer ans Fenster setzte.

In der Hecke, die den Hof an dieser Seite gegen den Eichenkamp abgrenzte, knackte und raschelte es, ein Mensch drängte sich zwischen den Zweigen durch und kam zum Fenster.

„Stine, kummst nich runner?" rief eine Männerstimme halblaut, „eck heww nich lang Tid, möt nahsten wedder in'ne Arbeit up 'n Eikhaw. T' is hille Tid nu, in de Ernte!"

Das Mädchen sah hastig auf und zog die Stirn in Falten. „Nee, eck kumm vandage nich," sagte sie kurz.

„Worümme nich?"

„Eck heww neine Lüsten!"

Über das Gesicht des jungen Menschen, der unten stand, ging ein Schatten.

„Na, denn gah eck wedder," sagte er, sich kurz umwendend, „nachlopen dauh 'ck di nich."

Ohne sich umzusehen, ging er.

Stine sah ihm unschlüssig nach, ihr Gesicht wurde weicher. Hastig warf sie die Arbeit hin und lief aus der Tür.

Zwischen den Eichen im Kamp holte sie ihn ein. Er blieb nicht stehen, sah sie auch nur unfreundlich von der Seite an, als sie neben ihm her lief und seine Hand nahm.

„Danjel, mötst nich bös sin, ek hew dat nich sau meinet."

Er runzelte die Stirn. „Ek lat mi nich wegeschicken un wedderhalen as 'ne Speelpopp!"

„Danjel, use Vadder — hei hett mi wedder wat seggt — ek was blot noch in 'n Arger" —

Er war gleich wieder gut; er blieb stehen und legte den Arm um ihre Schultern.

„Arme lütje Maike. Wenn't dat blot wedder was!"

Das Gesicht des Mädchens war wieder hell, mit lachenden Augen sah sie zu ihm auf. Mit verschlungenen Armen gingen sie weiter, erst durch den Kamp, wo der kühle Luftzug des Spätsommerabends durch die Blätter ging, dann noch ein Stückchen in die Felder, wo ein Teil Garben noch in Hocken auf den Stoppeln stand. Nur der Weizen war noch nicht geschnitten, die Ähren standen schwer gebeugt und bräunlich vor Reife. Es war alles Rodthofer Feld, so weit man sah. —

Die Luft stand zitternd vor Hitze über dem Boden, die Straßen lagen weiß im Sonnenschein, und in den verstaubten Apfelbäumen an der Chaussee zupften die Spatzen schilpsend an den Ähren, die von den hohen Erntefudern hängen geblieben waren.

Weithin zwischen den Feldern leuchteten die roten Röcke der Frauen wie Mohnblumen zwischen den Garben, man konnte den taktmäßigen Niederschwung der breiten blitzenden Sensen am Rand der Weizenfelder verfolgen. Jede Ähre kostete einen Schweißtropfen, aber der Preis wurde gern gezahlt; es war ein gutes Jahr, die Scheunen bis unter das Dach voll, und das tiefe dröhnende Summen der Dreschmaschinen lag anschwellend und wieder sinkend in der Luft. Auf des Rodtmeiers breitem Gesicht war der Ausdruck selbstbewußter Zufriedenheit noch deutlicher als sonst, wenn er seine Scheunen ansah.

Stine arbeitete für zwei in diesen Tagen; nach der Ernte sollte ja ihre Hochzeit sein.

Spät saß sie noch bei der kleinen Öllampe in ihrer Kammer und nähte an der Aussteuer, der bunten Bettwäsche oder den feinen Ziersäumen der Hemdsärmel. Manchmal half die Schwester ihr, oder auch eine frühere Schulfreundin, Engel Voigt. Sie war die Tochter eines armen Einliegers; seit der Schulzeit war sie mit der Meierstochter kaum zusammengekommen, erst jetzt, wo Stine auch bald eine Tagelöhnersfrau war, wagte sie sich wieder an sie heran. Stine fühlte das heraus, mit heimlichem Unbehagen, aber das Mädchen war fleißig und gefällig, sie mochte nicht unfreundlich gegen sie sein.

Sie war ja auch so glücklich! Jedes kleine Unbehagen verschwand davor. Sie sang den ganzen Tag laut durch das Haus mit ihrer hellen, etwas harten Stimme.

Sie konnte es selbst oft kaum glauben, daß es nun alles so kommen sollte, wie sie es sich wünschte.

Daniel und sie Mann und Frau! Sie hatte ihn lieb mit der urwüchsigen, wortarmen Leidenschaft, die in dem äußerlich ruhigen, trocknen Wesen des Niedersachsen steckt, und gegen die bei ihr sogar der starre Hochmut der großen Bauerntochter nicht aufkam.

Als Daniel ihr an einem Sonntag-Abend zuerst das ärmliche Haus zeigte, das er gemietet hatte, sah sie sich anfangs enttäuscht und bedrückt in den paar niedrigen, kleinen Räumen um. Daniel stand daneben.

„Hest di dat woll anners dacht!" sagte er kleinlaut.

Sie hob den Kopf. Wie sie ihn da stehen sah, groß und breitschultrig, mit den treuherzigen Augen, da vergaß sie ihre Enttäuschung.

„Wi sünd jau doch tosamen," sagte sie lachend und schlug ihn auf die Schulter, „wat makt üs dat anner?" —

Die hastende Erntearbeit war vorüber, auf Rodthof sollte Hochzeit sein.

Das Leben des Bauern in dem einfachen Gang seiner Arbeit ist bedingt und begrenzt von dem ewig wachsenden, reifenden und welkenden Lebensgang der großen Natur — nur in umgekehrter Weise. Die freudige Sonnenzeit der Blüte und Reife ist ihm eine Zeit der schweren Mühe, der sorgenden Hoffnung. Erst wenn das Welken und Sterben, die müde Stimmung des Herbstes über die leeren Felder geht, ist für ihn die Zeit der feiernden Freude. Nicht nur die schmetternde Tanzmusik aus dem Erntebierzelt, auch das Rasseln der Hochzeitswagen geht um diese Zeit über das Land.

Es war am Vorabend der Hochzeit. Lachend und schäkernd nagelten die Knechte und Mägde auf der

großen Diele und am Torbalken über dem buntbemalten Hausspruch die Tannenkränze mit den blauen und roten Papierrosen fest.

Draußen vor der Schwelle stand der Bauer, die Pelzmütze auf dem grauen Haar, das in schlichten Strähnen darunter hervorhing, die Hände in den Taschen.

Als er von der Einfahrt her die Tochter mit dem Bräutigam kommen sah, nahm er die kurze Pfeife aus dem Mund.

„He! Stine!“ rief er über den Hof.

Die beiden kamen eilig heran.

„Kummt 'rinn, eck hemw ju wat tau seggen. Nee, nich hier. Willt man in de Stuwe gahn.“

Er ging langsam voran. Die Volksstube mit den Tannenholzbänken an der Wand, dem weißgescheuerten Tisch und dem großen eisernen Ofen war leer. Der Bauer schloß die Tür ab, setzte sich an den Tisch und zog die dicke lederne Brieftasche heraus.

„T'is man vun wegen den Miekregen,“ sagte er zu dem jungen Paar, das vor ihm stehen geblieben war; „ne orndtliche Verschriewung hemwt wie jau nich maket. Eck hemw dat jau all seggt, dat eck min Maike in blank un bor nix miegew. Aewer —“

„Un eck hemw ok all seggt, dat eck gornix hebben wull“, fuhr ihm der junge Mensch dazwischen, der einen roten Kopf bekam, „wi hebbet nix nödig.“

Der Bauer hatte einen Zug aus der Pfeife getan, jetzt sprach er weiter, als ob niemand ihn unterbrochen hätte.

„Aewer dat lütke Hus, dat ji meid't hemwt, hemw 'ck köfft, un n' Stück Katuffellann' achter'n Hus. Un

ne Kauh in 'n Stall un 'n Swien in 'n Kaben schall'r ok bi sin. Dat hemw 'ck ju tauschrewen laten."

Er schob ihnen ein Dokument über den Tisch hin, aber Daniel stieß es heftig zurück, daß es auf den Boden flog.

„Eck hemw nix nödig. Eck bruk nix schenkt nahmen, wat mi sau gewen ward!"

„Lat doch, Danjel — sachte man!" Stine hatte das Papier aufgehoben und faßte ihn am Arm, „t' is doch gaud meint, Danjel!"

Der alte Bauer war aufgestanden.

„Wenn dau't nich hebben wudt, kriggt sei't," sagte er ruhig, „sei bliwwt min Dochter, wenn sei ok n' Daglähner frigen deith. Un n' groten Buer let sin Dochter nich ut'n Hus gahn as'n Tater. Un denn noch wat. Wenn 't jug mal slicht geith, ji künnt allens kregen hier up 'n Haw, Brot un Eier un Botter un Schinken ut'n Rok — blot nich Geld. Dor gew eck jug neinen Gröschen vun."

Daniel schlug mit der Faust auf den Tisch, eine dunkle Ader stand dick auf seiner Stirn.

„Den Düwel ok! Sin eck denn n' slichten Kirl? Eck bruk nix von 'n Haw! Eck weer min Fru woll nich hungern laten!"

Der Rodtmeier lachte kurz auf.

„Nee, dat woll nich. Min Dochter is dat man anners 'wennt. Hier geith dat n' beten anners tau as bi 'n Daglähner."

Er ging schon mit seinem schweren, bedachtsamen Schritt an ihnen vorbei zur Tür. Das Dokument ließ er achtlos auf dem Tisch liegen.

Daniel atmete tief und wischte sich die Stirn.

„Un dat möt ek mi beiden laten! Stine, Maike, wenn 't nich üm di weer!“ —

Wenn der Rodtmeier eine Art bittere Befriedigung darin fand, dem Schwiegersohn seinen niedrigen Stand vorzurücken, so ließ er es sich doch nicht nehmen, eine große Hochzeit zu feiern, wie sich das für einen Meierhof gehört.

Schon Wochen vorher war der Hochzeitsbitter mit seinem gereimten Spruch auf den Höfen in der Nachbarschaft herumgegangen, und die „Brutdiesen“ feinsten Flachses, die die Eingeladenen schenkten, lagen in Stines Lade.

Das Wetter war klar, sie waren trocken zur Kirche gekommen. Jetzt stand alles auf dem Hof herum, Männer und Frauen für sich, in ernster, gemessen feierlicher Stimmung.

Die Frauen trugen den schönsten Staat, die schwarze Schleifenhaube mit dem Perlenplitt, die leuchtend blaue oder grüne seidene Schürze, über dem Samtmieder das Nackentuch, mit großen Seidenblumen gestickt. Die Männer waren im schwarzen Kirchenrock. Ein paar von der alten Generation — auch der Rodtmeier selber — trugen noch den weißen Kittel mit Silberknöpfen.

Als die Braut von der Kirche kam und aus dem blumenbekränzten, für die Hochzeit neugestrichenen Bauernwagen stieg, ging sie feierlich durch die Reihen und gab allen die Hand. Sie war sehr still heute, ihre vollen Lippen zitterten immer etwas; aber in ihren Augen lag doch ein glücklicher Ausdruck, als sie sich dann neben Daniel stellte.

Unwillkürlich sah sie zu den jungen Burschen und

Bauernsöhnen hin, die gelangweilt am Tor zusammen-
standen; auch der Bräutigam ihrer Schwester war da-
bei, ein junger Bauer mit breitem, rotem Gesicht und
etwas schläfrigen, blaßblauen Augen. Daniel in seinem
Kirchenzeug, mit dem Strauß von gemachten Blumen
und Goldband auf dem Hut und dem ernsten, ehr-
lichen Ausdruck in den Augen, sah hübscher und statt-
licher aus als alle.

Es war Nachmittag geworden, ehe sie sich zum
Hochzeitsessen hinsetzten. Auf der großen Diele waren
die langen, bekränzten Tafeln gedeckt; die Kühe, deren
breite, gehörnte Stirnen sonst in langer Reihe an der
Diele entlang standen, waren heute draußen im Kamp,
die Klappen über den Krippen niedergelassen und mit
Kränzen behängt. Die Schwalben, die an den Decken-
balken ihre Nester hatten, schossen hin und her, aus
dem Sonnenschein in die Dämmerung der Diele, ohne
sich von dem Lärm und dem Tellerklappern stören zu
lassen.

Es war schon spät, als der letzte der zahllosen
Gänge, Kaffee und Türme von Butterkuchen, aufge-
tragen war und die Gäste die leeren Tassen auf den
Unterschälchen umkippten.

In der ausgeräumten Diele schmetterte der ble-
cherne Rhythmus der Tanzmusik. Stine war müde von
aller Aufregung, sie stand fast widerwillig auf, um
Daniel zu dem Ehrentanz, den das junge Paar allein
tanzen mußte, die Hand zu geben.

Nachher saß sie still und sah zu; aber nach und
nach kam ihr doch die Lust wieder. Als Daniel sie
nachher zum Achter holte, sagte sie nicht nein. Es
war, als ob die urwüchsige Wildheit des alten Bauern-

tanzes sie packte. Ihr Gesicht war heiß, ihre Augen lachten, als sie sich mit ihrem Mann zuletzt mit verschränkten Händen im Kreis wirbelte und er sie dann mit einem lauten Juchzer durch die Luft schwenkte, daß der rote Rock und die langen Mützenbänder flogen.

Draußen stand der Brautwagen schon. Die jungen Bauernburschen warfen sich auf die Pferde, jagten voran und nebenher, und hinter dem Brautpaar kam, mit vier Pferden bespannt, schwer rasselnd der Aussteuerwagen, vornauf das buntbebänderte Spinnrad und hinten die bekränzte Wiege.

Johlend und singend ging der Zug los. Stine saß dicht an ihren Mann gelehnt und hielt seine Hand. Als der Wagen durch die Einfahrt hinausfuhr, am Kamp entlang, vergaß sie sogar, sich noch einmal nach dem hohen, bunten Giebel des Hofes umzusehen, der nun nicht mehr ihr Zuhause war.

Das kleine Fachwerkhaus mit Ziegeldach und geweißten Wänden sah freundlich aus, die Tür war bekränzt, ein großes „Willkommen" in einem Asternkranz hing in der niedrigen Diele.

Als die junge Frau vom Wagen stieg, trafen ihre Augen zufällig auf die neugierigen Gesichter der Tagelöhnerfrauen, die in den kleinen Häusern nebenan wohnten und nun im schmutzigen Alltagszeug gelaufen kamen, um den Einzug des jungen Paares zu sehen. Einen Augenblick ging es wie ein Schatten über Stines Gesicht, dann nahm sie ihren Mann an der Hand und zog ihn lachend über die Schwelle. Sie waren zuhause. —

Die Festtage waren zu Ende. Graue, unbehagliche Herbstmorgendämmerung sah in die Fenster, schwere

Tropfen hingen in dem welken Eichenkranz um die Tür.

Stine stand am Tisch und strich ein paar derbe Brotschnitten, die ihr Mann als Frühstück mitnehmen sollte; Daniel sah ihr zu, den letzten Becher Morgenkaffee schnell heruntergießend.

„Wann'er bringst mi dat Eten?“ frug er plötzlich, „hentau Klock twölben, nich? Wi sünd tosamen unner'n Schuppen up'n Eickhaw. Wardst't woll finnen.“

Sie hörte mitten im Brotschneiden auf und sah ihn erschrocken an.

„Eck schall di Eten dragen? Kummst Middag nich wedder?“

„Nee, wat meinst denn, Maike? De Weg is tau wid, dat ledt de Buer gornich.“

Stine sah ihm noch immer ins Gesicht.

„Eck di't Eten dragen? Nee, Danjel — kannst dat nich maken as süs? Wo hest denn süs din Eten kregen?“

Er lachte. „Nee, Schatz, dat geith nich; Ein'n vun de annern sin Fru hett för mi dat Eten kaket un miebröcht, un eck hemw ehr'n por Gröschen för gewen. Dat kann eck nu nich mihr dauhn, wenn eck sülben ne Fru hemw. Wat schallt de annern denn seggen? Kumm dor man henn, all de annern Daglähnerfrugens kamt ok.“

Stine hatte mechanisch das Päckchen fertig gemacht, jetzt schob sie es ihm hin.

„Nee, Daniel, dat kann eck nich. Dat hemw'ck mindag nich dahn.“

„Snak! Denn lihrst't nu!“ Er lachte nur, aber ehe er weitersprechen konnte, schlug die Uhr vom Dorf-

kirchturm. Hastig schob er sein Frühstück in die Tasche.

„Dunner! All söß! Wat schall de Buer seggen, wenn'ck tau late kumm. Na, adjüs, Stine, un kak mi wat Gauds!"

Er war schon draußen, ehe Stine geantwortet hatte; sie blieb allein in der kleinen Stube.

Sie sollte ihrem Mann das Essen heraustragen, wie die andern Tagelöhnersfrauen, die mittags immer am Rodthof vorbeikamen! Auf dem Hof war das ein Dienst, den der Heier (Hütejunge) oder die Lütjemagd tat, den Knechten das Essen aufs Feld tragen. Sie, die Meierstochter, sollte das tun? Sie mußte Daniel noch einmal sagen, daß das nicht ging. Er würde es ja einsehen.

Wenn sie es ihm eben nur deutlich gesagt hätte! Er würde nun heute mittag auf sie warten, und Hunger hatte er auch gewiß nach der Arbeit. Es war ja auch recht, daß sie für ihn sorgte, wenn er für sie arbeitete.

Es war ein harter Kampf gegen ihren Hochmut. Aber Stine hatte ihren Mann ja lieb!

Vielleicht kam er ihr auch entgegen, wenn sie ihm das Essen brachte. Er wußte ja, daß es ihr schwer wurde.

Kurz vor zwölf machte sich die junge Frau auf den Weg. Sie hatte erst das dampfende Essen in den kleinen Henkeltopf schütten wollen, aber dann fiel ihr ein, sie könnte es auch im Korb tragen, dann wurde es nicht so gesehen. So tat sie es in eine Schüssel, setzte die in den Armkorb und ging hastig nach dem Eickhof zu, dessen rotes Dach in der Ferne über die Obstbäume wegsah.

Sie kannte den Schuppen, wo die Arbeiter Mittag hielten. Man mußte erst an seiner Rückseite entlang gehen, ehe man an die Tür kam.

Schon von weitem hörte sie laute Stimmen. Zögernd blieb sie stehen und sah sich um. War Daniel denn nirgends zu sehen? Es war zu schwer, so allein das erste Mal hereinzugehen. Alle die Leute hatten bis jetzt tief unter ihr gestanden. Wie sie wohl die Meierstochter ansehen würden, die nun ihresgleichen war.

„Wo's Daniel denn?" hörte sie plötzlich eine laute Stimme aus dem Schuppen, „woans sin Fru em dat Eten woll bringt?"

„Hei seggt, sei wull kamen," sagte ein anderer auflachend, „eck glöw man, hei kann lang täuwen. Dat's 'ne Stolze, de ward sick häuden un em Eten drägen."

„Sei hürt nu doch tau üs," sagte der erste wieder, undeutlich, zwischen dem Kauen, „eck wull, wi küme ehr dat recht wisen, dat sei nu Use 'ein is."

Stine hatte regungslos gestanden, sie war dunkelrot geworden; jetzt wandte sie sich ohne Besinnen und lief hastig den Weg zurück. Sie konnte da nicht hingehen. Nie, nie.

Sie machte sich unruhig im Hause zu tun, den ganzen Tag. Als es in der Dämmerung Feierabend läutete, stand sie an der Tür und sah nach ihrem Mann aus.

Er ging ohne ein Wort an ihr vorüber. Als sie ihm in die Stube folgte, stand er am Tisch und schnitt sich von dem schwarzen Brot ab. Sie sah jetzt erst, wie müde und abgearbeitet er aussah.

„Danjel, Danjel, eck heww't dauhn wullt — eck kunn't nich" — schluchzte die Frau plötzlich auf, „eck heww't di jau all vörher seggt — eck heww nindag noch nich Eten dragen möt."

„Eck kann di neine Deinstmagd hollen", sagte er nur hart, „dat harrst di bedenken känen, ihre dat's de'n armen Kirl frigt harrst."

Die junge Frau antwortete nicht, sie hatte den Kopf auf den Tisch gelegt und weinte.

Daniel ging unruhig zum Fenster und sah hinaus, in seinem Gesicht arbeitete es. Als er sich wieder umwandte, lag ein anderer Ausdruck darin, etwas Weiches, Gutes.

„Stine, kumm — lat dat Heulen. Eck sin n' slichten Kirl wesen", sagte er stockend, während er ihr mit seiner großen Hand leise über den Arm strich, „dau hest sau vel för mi upgewen, un eck wull di nich mal n' beten tau Willen sin! Kumm Stine!"

Sie hob den Kopf und sah ihn an.

Stine, eck kann mi anner Arbeit säuken", sagte er eifrig, ihre Hand nehmend, „up'n Eickhaw kann eck Middag nich vun de annern wegelopen, aewer in 'ne Stadt bi de Irdarbeit an 'n Kanalbu kann eck woll ankamen. Denn künnt wi Middag in 'n Stadtgoren up ne Bank sitten gahn. Eck kann mi jau ok min Eten sülben mienahmen, wenn di dat Etendragen sau suer ward."

Daniels ehrliches Gesicht glänzte, als er sah, daß Stine nicht mehr weinte.

„Nee, Danjel", sagte sie nun hastig, „nah'n Stadtgoren will eck woll henne kamen. Blot nich hier, wo de annern sünd. Dat kann eck nich."

„Nee, nee, min Maike, schallst't ok nich mihr dauhn. Eck lop glik vandage nah'r Stadt, sei ward mi woll nahmen. Un nu kumm, mötst wedder lustig sin. T'is jau man da drüdde Dag, dat wi tosamen sünd."

Es war der erste Streit gewesen. Alle die guten Worte, die sie sich nachher gaben, konnten den Eindruck nicht wieder ganz verlöschen. Es war ein Schatten über dem Anfang ihrer Ehe, den jedes von ihnen unbewußt empfand.

Daniel war am Abend noch in die Stadt gegangen, um sich für die Erdarbeiten zu melden; er war auch gleich angenommen und ging am andern Tag schon an die neue Arbeitsstelle. Zu Mittag trug Stine ihm das Essen im Korb heraus, es gefiel ihr ganz gut, mit ihm auf einer Bank tief im Gebüsch des herbstbunten Stadtgartens die Mahlzeit zu halten. Sie lachten beide, wenn sie zusammen mit dem zinnernen Löffel in den Topf fuhren und eins dem andern zufällig den Bissen wegfischte.

Aber es war nicht immer Sonnenschein. Wenn der Regen von den nassen Zweigen tropfte, war die Bank im Stadtgarten trotz des großen braunen Regenschirmes, unter dem sie sich zusammenduckten, kein behaglicher Platz; und Stine dachte manchmal heimlich an den blank gescheuerten Tisch und die große warme Volksstube auf dem Rodthofe.

Es war überhaupt alles so anders, als sie es sich gedacht hatte. Daniel war ja gut zu ihr und hatte sie lieb, aber sie sah ihn doch nur so wenig. Morgens in der Dämmerung trank er nur eilig den heißen Kaffee herunter und ging dann zur Arbeit; die Mittagsstunde

war nur so kurz, und wenn er Feierabend nach Haus kam, war er müde und hungrig.

Stine war meist allein, den ganzen Tag. Sie besorgte die kleine Wirtschaft, fütterte die Kuh und das Schwein, und saß die übrige Zeit am Spinnrad.

Die Nachbarsfrauen wären ja wohl zu ihr gekommen, schon aus Neugier; aber Stine wollte nichts mit ihnen zu tun haben. Wenn sie die häßlichen, sorgengefurchten, vor der Zeit alten Gesichter, die vertragenen, schmutzigen Röcke sah, kam ihr immer eine Art Angst. Ob sie wohl selbst auch einmal so sein würde?

Und dann war doch immer noch ein gewisser Rangunterschied zwischen ihr und denen. Wenn ihr Mann auch Tagelöhner war, sie blieb doch immer die Meierstochter!

So saß sie denn meist still für sich; nur die hübsche Engel Voigt, die in der Nähe wohnte, kam manchmal zu ihr. Aber das war meist Feierabend, wenn Daniel auch zu Haus war, und deshalb blieb Stine mit ihr auf der Diele oder in der Küche.

Er war ja nur so kurze Zeit bei ihr. Es war ihr, als ob sie jedes Wort und jeden Blick für sich behalten und niemand anders gönnen müßte!

Einmal war er in die Küche gekommen, als er Engel und sie sprechen hörte.

„Kiek eis, feinen Besäuk“, hatte er lustig gemeint, „warünne kümmt ji nich in 'ne Stuwe? Eck heww ok woll Lüsten tau'n lütten Snak!“

Aber Stine hatte unruhig Engel zur Tür gedrängt.

„Nee, Danjel, Engel wull all nah Hus gahn“, sagte sie hastig, „un eck heww ok tau dauhn.“

„Na, denn adjüs; n' annermal!“ Damit war er bis an die Tür mitgebummelt und sah dann, am Türbalken lehnend, wohlgefällig hinter Engel her.

„'Ne gladde Maike!“

Seitdem mochte Stine Engels Besuche noch weniger.

Aber sie war das Alleinsein nicht gewöhnt. Auf dem großen Hof zu Haus war immer Leben und Treiben gewesen. Die Meierstöchter arbeiteten mit den Knechten und Mägden zusammen, und es ging bei dem jungen Volk oft laut her.

Stine wurde ernst und still, sie verlor das frische, juchzende Lachen, und sie sang auch fast nie mehr, wie früher so oft.

Nur die Sonntage waren schön; da hatte sie ihren Mann den ganzen Tag für sich. Morgens gingen sie zusammen den Weg zwischen den Hecken zur Kirche, am Nachmittag wanderten sie ein Stück ins Feld oder saßen in der kleinen Stube, wo Stine in einer Tasse ein paar späte Georginen von dem großen Busch hinter dem Haus auf den Tisch stellte. Daniel rauchte seine Pfeife; sie sprachen beide nicht viel, aber sie waren zufrieden. Stine wünschte nichts weiter.

Aber das war nur in der ersten Zeit; später fing Daniel an, am Sonntagnachmittag manchmal in den Krug zu gehen. Stine saß dann mit finsterem Gesicht zu Haus, statt, wie er ihr vorschlug, einen Besuch auf dem Rodthof zu machen.

Dort ließ sie sich überhaupt selten sehen, eine Art Trotz hielt sie davon zurück. Sie hörte aus jedem Wort des Bruders, der Schwägerin, und besonders

des Vaters die mitleidige Geringschätzung heraus, die sie nicht ertragen konnte.

Mit ihrem Mann zusammen mochte sie noch weniger hingehen als allein. Denn wenn die Knechte sie auch noch immer als die Meierstochter behandelten, so gingen sie mit Daniel doch vertraulich als mit ihresgleichen um, und Stine war zu stolz, um das ruhig mit anzusehen.

Die dunklen Wintertage waren herangeschlichen, einer so grau wie der andere. Nun wollte es Frühling werden.

Morgens beim Aufstehen brauchte Stine nicht mehr das Lichtstümpfchen anzünden, dessen unstete Flamme zuckende Lichter und Schatten durch die kleine Stube streute; und bei der Mittagsstunde im Stadtgarten brauchten sie sich nicht immer frierend hinter dem dürftigen Schutz der kleinen Tannenwand aneinander zu drücken.

Über das Land ging der herbe, frische Geruch feuchter Erde, das eintönige „Jüh!“ der Bauern, die die schweren Ackergäule antrieben und hinter Pflug oder Egge her über die braunen Schollen stapften. Überall ein Aufwachen zu neuem Leben, zu neuer Hoffnung und Arbeit.

Es war jetzt Zeit, das Stück Land umzugraben und die Kartoffeln zu setzen. Da Daniel den ganzen Tag auf Tagelohn fort war, hatte Stine die Arbeit allein zu tun.

Zu Haus hatte sie wohl auch angreifen müssen, aber doch nur leichtere Arbeit. Die wirkliche, schwere Feldarbeit war Sache der Knechte.

Der Rücken tat ihr weh, und ihre Hände waren

voll Schwielen, wenn sie abends mit dem Spaten nach Haus kam. Dabei wollte die Wirtschaft auch bestellt sein, und wenn sie auch klein war, so sollte alles doch blank und ordentlich sein.

Daniel fiel es gar nicht ein, daß es ihr zu viel werden könnte. Es war ja nicht mehr, als jede andere Tagelöhnersfrau auch tat. Nach Feierabend half er ihr wohl etwas, aber viel Zeit hatte er nicht übrig.

Stine klagte auch nicht; sie wußte, daß Daniel bei den Erdarbeiten weniger verdiente als früher, und daß er alle Kräfte einsetzen mußte, um der Sorge um das tägliche Brot, dem Hunger die Tür zu sperren. Die Kuh hatten sie gegen Ende des Winters schon verkauft, und sie wehrten sich beide dagegen, auf dem Rodthof Hilfe zu suchen.

Hunger, Mangel! Stine hatte ihn früher nicht von weitem gekannt. Aber jetzt stand er unsichtbar hinter ihr und hetzte sie wie mit Peitschenhieben, daß sie den Spaten hastiger in die Erde stach und die Tropfen ihr auf der Stirn standen.

Ihr Gesicht wurde blaß und schmal bei diesem Leben. Wenn sie sich im Vorübergehen in dem kleinen blinden Spiegel sah, der in der Kammer am Nagel hing, erschrak sie. Fing sie wirklich schon an, alt und verkümmert auszusehen, wie die andern Tagelöhnerfrauen in den kleinen Häusern um sie herum? Sie war doch noch jung, kaum vier und zwanzig; in einem Alter mit Engel Voigt, die ja auch mit ihr auf der Schulbank und in der Konfirmandenlehre gesessen hatte.

Engel! Ein heißes Gefühl von Eifersucht stieg in Stine auf, wenn sie an sie dachte. Das Mädchen hatte

eine Aufwartestelle für die Morgenstunden in der Stadt angenommen und kam täglich am Hause vorbei.

Früher war Daniel allein mit ein paar jungen Burschen aus der Nachbarschaft zur Arbeit gegangen; besonders einen hatte er gern, Fritz Engert, einen stillen, ordentlichen Menschen.

Jetzt war es anders. Wenn die Männer fortgingen, kam Engel regelmäßig den Weg daher, und immer war es Daniel, der dann stehen blieb und sie anrief.

„Kummst mie, Engel?"

„Wenn ji mi mienahmen willt! Wi hebbet jau einen Weg nah'r Stadt runner!"

Dann sah Stine, hinter der Kattungardine des Kammerfensters versteckt, ihnen nach. Engel schwatzte lustig, die Männer lachten und neckten sie.

Es war ja natürlich, daß Daniel vergnügt wurde, wenn er mit Engel zusammen war. Die war hübsch und lustig, anders als seine Frau!

Stine grämte und quälte sich darüber. In Daniels Gegenwart war sie still und bedrückt.

„Wat hest, Maike?" hatte er anfangs freundlich gefragt, „hest'n Weihdag oder'n Arger hadd? Vertell't mi man, Stine!"

Aber sie hatte nur abwehrend den Kopf geschüttelt.

„Nee, Danjel, lat mi man. Eck heww nix."

So gewöhnte er sich daran, daß er abends nach der Arbeit in ein trübseliges, unbehagliches Zuhause kam. Meist saß er stumm mit der Pfeife, bis es Schlafenszeit war. Er hatte einen festen Schlaf. Daß Stine oft nachts neben ihm schluchzte, hörte er gar nicht.

Einmal, als sie an einem der kleinen Nachbar-

häuser vorbeiging, hörte sie hinter dem Plankenzaun Stimmen und ihren Namen nennen. Unwillkürlich blieb sie stehen.

„Jau, dämlich was't man, dat sei Pöhler nahmen hett,“ sagte die etwas scharfe Stimme der einen Nachbarsfrau, „sei harr'n ganz annern kregen künnt, Dochter vun sau'n groten Haw! Dat wier doch n' Leben för ehr as nu — un hei harr sik ok woll tröst't un 'ne Anner nahmen.“

Vor einem Jahr hätte Stine darüber gelacht. Jetzt grübelte sie darüber nach, wie sie weiterging.

War die Heirat wirklich so töricht gewesen? Mußte sie bereuen, was sie getan hatte? Ihr Leben war gewiß ärmlich und kümmerlich genug, anders als es hätte sein können.

Stine hatte vor sich hingesehen. Jetzt hob sie plötzlich den Kopf.

„Nee, eck heww't doch gaud,“ sagte sie laut vor sich hin, „eck heww jau min Mann!“

Ob Daniel auch so dachte? Ob er es nicht bereute?

Sie sah ihn forschend an, als er heute abend nach Haus kam. Er bemerkte es nicht und setzte sich nur gähnend auf die Bank an der Wand.

„Daniel“ — sagte Stine plötzlich; dann stockte sie.

Der Mann sah auf. „Wat wudt'e, Stine?“

Die junge Frau beugte sich tief über das Nähzeug, das sie im Schoß hatte.

„Daniel, eck wull di eis fragen. Wenn de mi nich kregen harrst — glövst'e — harrst denn 'ne Anner' frigen künnt?“

Daniel sah sie einen Augenblick erstaunt an.

„Wo kümmt di denn dat in'n Sinn?“ frug er lachend.

„Eck heww't man blot sau dacht,“ sagte sie ohne aufzusehen.

Daniel saß und sah nachdenklich vor sich hin. Er hatte seine Frau lieb, gewiß. Aber er faßte die Sache trocken und praktisch.

„De erste Tid woll nich,“ sagte er ehrlich, aewer nahsten — n' Mann möt sin Wesen un Hus hebben, alleen, dat daugt nix. Denn harr eck doch woll 'ne Anner' nahmen.“

Er nickte seiner Frau lachend zu.

„Gaud, dat dat anners kamen is. T'is doch beter sau. Seggst nich ok, Stine?“

Stine antwortete nicht; sie stand auf und ging zur Tür, ein wunderlicher, dunkler Blick war in ihren Augen.

„Eck möt dat Swien faudern,“ sagte sie nur noch hastig.

Draußen in der Küche setzte sie sich auf den Rand des Spülsteins, legte den Kopf an das Fensterbrett und schluchzte.

Das hatte er ihr geantwortet — „denn harr eck woll noch 'ne Anner' nahmen.“ —

Er konnte sie nicht mehr lieb haben, wenn er das sagte. Er bereute, daß er sie geheiratet hatte, ihm paßte jetzt auch gewiß eine andere besser — eine, die hübscher war als sie. Vielleicht Engel, die war ja hübsch — mit der konnte er lachen und lustig sein, wenn er mit ihr, seiner Frau, kaum ein Wort zu sprechen wußte!

Eine große Bitterkeit stieg in Stine auf. Hatte

er denn ganz vergessen, was sie für ihn aufgegeben hatte, als sie, die Meierstochter, den Tagelöhner zum Manne nahm? —

Bis jetzt war sie meist nur trübe und still gewesen, wenn Daniel zu Haus war; aber nun war es ihr, als ob sie sich in bösen Worten Luft machen, ihm zeigen müßte, daß sie sich nicht alles gefallen ließ.

Er nahm das ganz geduldig hin; es lag wohl mit in ihrem Zustand. Einmal hatte er Engel Voigt gebeten, über Tag oder am Feierabend einmal zu seiner Frau zu gehen; aber er erschrak, als er bei dem Eintritt des Mädchens zufällig Stine ansah.

Sie war aufgestanden, ihr Gesicht war dunkelrot.

„Heft't man just slicht drapen, eck hew wat tau dauhn", sagte sie, ohne ihr die Hand zu geben, „aewer lat di man nich stüren. Kannst jau'n beten mit Danjel kören."

Sie war aus der Tür, ehe eins der andern antworten konnte, sie hörten sie draußen laut mit Eimern und Töpfen hantieren.

Engel begriff gar nicht, warum sie so sonderbar empfangen wurde; sie ging gleich wieder. Als sie fort war, ging Daniel hastig zu seiner Frau.

Er fand sie in der kleinen Küche, an der Backmolle den frischen Brotteig knetend. Sie sah auch nicht auf, als er hereinkam.

„Stine, wat schall dit heiten? Wat hett Engel di dahn?"

Die Frau richtete sich auf und sah ihn feindselig an.

„Is sei all wedder wegelopen? Dat wier nich nödig wesen, sei harr jau bi di Unnerhollung hadd.“

Daniel runzelte die Stirn.

„Lat den dummen Snak! Wat schallt de Lüe vun di seggen? Wenn ein' di besäuken will un fründlich deith!“

Stine lachte kurz auf.

„T'is man gaud, wenn sei tau di fründlich deith, un dau tau ehr“, sagte sie scharf, „dann bruk eck't nich ok noch.“

Daniel verstand sie nicht. Er wandte sich weg und ging mit großen Schritten, die Tür mit einem Krach hinter sich zuschlagend.

Daniel verstand seine Frau überhaupt nicht mehr. Sie war doch solch frisches, lustiges Mädchen gewesen — und nun! Wie ein anderer Mensch war sie geworden in der kurzen Zeit, seit sie seine Frau war.

Es lag wie ein Druck auf dem kleinen Haus, gleich schwer auf ihnen beiden lastend. Aber keines wußte, woher er kam, und keines konnte die Hand rühren, ihn zu heben.

Eine Zeit lang schien es, als ob das alles wieder anders und besser werden wollte; das war im Sommer, als der Junge geboren wurde.

Es war, als ob Stine über der neuen großen Freude alles andre vergaß. Sie lag den ganzen Tag still für sich in ihrer Kammer, in der durch das schmale Fenster ein Sonnenstrahl auf die buntkarrierte Bettdecke fiel, und auf das winzige Köpfchen, das aus dem Bündel in Stines Arm hervorsah.

Daniel war auch so gut zu ihr. Wenn er Feierabend von der Arbeit kam, holte er ihr ein paar Pech-

nelken und Goldlack von dem kleinen Blumenbeet hinter dem Haus, wo die Blumen ohne alle Pflege lustig wucherten. Und er war so glücklich über den Jungen. Stine mußte lachen, wenn er das kleine Bündel so vorsichtig auf seinen großen Händen hielt, und sein ehrliches, braunes Gesicht so strahlend auf das rote runzelige des Kindchens heruntersah.

Über Tag war sie auch nicht ganz allein; die Rodthofbäuerin kam täglich, um nach der Tochter zu sehen. Aber sie konnte immer nur auf kurze Zeit abkommen, sie war jetzt auch auf dem Hof zur Pflege nötig.

Der junge Hofbauer, dem der Alte den Hof seit kurzem übergeben hatte, war beim Heuaufladen gestürzt und lag mit schweren, inneren Verletzungen. Die junge Frau und die Mutter pflegten ihn, doch war wenig Hoffnung auf sein Aufkommen.

Die kurze Stunde bei der Tochter war der alten Frau immer eine Erholung; sie hatte Freude an dem kräftigen, kleinen Jungen, umsomehr, als sich bei ihrem bisher einzigen Enkelkind, dem jetzt dreijährigen Hoferben, herausgestellt hatte, daß er taubstumm und gänzlich schwachsinnig war.

Aber die friedlichen Tage in dem kleinen Haus dauerten nicht lange.

Die alte Bäuerin hatte eines Mittags ahnungslos, um Stine eine Freude zu machen, Engel Voigt mit in die Wochenstube gebracht. Und obgleich sie sie sofort, durch die Aufregung der jungen Frau erschreckt, wieder herausführte, so war es doch, als ob durch diesen kleinen Anlaß plötzlich alles wieder aufgeweckt wäre — die unruhige Eifersucht, das Mißtrauen, die Bitterkeit, die schon fast vergessen schienen.

Die Rodthofbäuerin sah die Tochter oft erschrocken an, wenn sie hörte, wie schroff und bitter sie mit ihrem Mann sprach, der doch nichts als gute Worte für sie hatte.

„Stine, Stine, wat hett din Mann di dahn? Lat di raden, mak em sin Hus nich towedder!“

Aber die junge Frau lachte nur kurz und hart auf.

„Eck hemw't em nich towedder maket, Mudder. Dat deith hei sülben. Aewer lat mi man tofre'en. Dor kann nein Minsche wat an ännern.“

Stine hatte ihren ersten Kirchgang gemacht; aber ihr Gesicht war freudlos, als sie neben ihrem Mann im Sonntagsstaat den schmalen Weg zwischen den Hekken herging, und nur bei der Danksagung des Pfarrers „für die Gabe eines gesunden Kindleins in einer Familie der Gemeinde“ hellte es sich etwas auf.

Es war kurz nach diesem Sonntag, als Stine und Daniel zusammen den jetzt so selten betretenen Weg zum Rodthof gingen.

Auf dem Hof war tiefe Trauer; der junge Rodtmeier war an seinen Verletzungen gestorben.

Auf der großen Diele stand der Sarg zwischen den Kerzen, deren still brennende Flammen an dem hellen Sommertage wunderlich fremd und feierlich aussahen.

Vor dem weitoffnen Tore drängten sich die Leute, als Daniel und Stine kamen, die Frauen in dem ernsten Schwarzweiß der Trauer, statt des Perlenplitts an der Mütze nur den schmalen, weißen Streifen über der Stirn.

Der Rodtmeier ging beiden entgegen, als er sie

kommen sah; er sah alt und gebrochen aus, ein vergrämter Zug lag in seinem Gesicht, statt des behäbig herrischen Bauernhochmuts, der ihm sonst das Gepräge gab.

„N' Dag ok, Stine. N' Dag, Daniel", sagte er langsam, „wo geith't? Wat makt de Lütje?"

Viel Worte über Schmerz und Freude machten sie nicht. Stine sah dem Alten ernsthaft ins Gesicht.

„Dank ok, Vadder. Dat geith allens. De Lütje ward alle Dag kläuker."

Unwillkürlich sah sie in das offne Tor herein, wo neben der Schwägerin der kleine Hoferbe stand. Der Junge starrte mit blöden Augen in die Kerzenflammen und wiegte nur langsam den unförmlichen Kopf hin und her.

Der Blick des alten Mannes ging ihrem nach; ein bitterer Ausdruck kam in sein Gesicht, er wandte sich kurz ab.

Die Männer standen ernsthaft und regungslos, während der alte Pfarrer sprach, ein paar Frauen schluchzten. Sie wußten alle, was dieser Verlust zu bedeuten hatte. Nicht nur den persönlichen Kummer. Der große Hof war nun ohne Erben; der schwachsinnige Junge zählte ja nicht mit.

Vor der Tür stand der niedrige Bauernwagen, vorn darauf, in weiße Laken gehüllt, die beiden Klageweiber, ein paar entfernte Verwandte der Familie, die diesen Ehrendienst taten.

Als der Sarg aufgehoben wurde, schluchzte die junge Witwe, die dicht daneben stand, laut auf.

Stine nahm mitleidig die Hand der Schwägerin, unwillkürlich sah sie zu den Männern hinüber, wo Da-

niel stand, den Hut in der Hand, einen guten, ernsten Ausdruck auf dem Gesicht. Es ging ihr warm durchs Herz. Es hätte doch ebensogut sein können, daß er da in dem gelben Kasten läge — und sie —

Es war Stine auf einmal, als könnte sie das alles vergessen, was sie drückte, was sie gegen ihn hatte. Er war doch ihr Mann, sie hatten sich doch lieb! Und wer weiß, wie lange sie noch zusammen waren. Es konnte ja so schnell kommen, mitten aus dem Leben heraus. Wie bei dem Bruder.

Sie nahm sich vor, gut gegen ihn zu sein, von nun an. Sie gab sich auch Mühe, den Vorsatz zu halten. —

Es war Sonntagmorgen, sie saßen zusammen in der kleinen Stube, friedlicher als seit lange, Stine mit dem Jungen an der Brust, als draußen ein schwerer Schritt über die Diele kam. Gleich darauf wurde die Tür ohne Anklopfen aufgestoßen, der alte Rodtmeier kam herein.

Er war selten hier. Nur bei feierlichen Gelegenheiten, wie neulich bei der Kindtaufe, kam er ins Haus.

Daniel und Stine wußten nicht recht, was der Besuch bedeuten sollte. Etwas verlegen schob Daniel ihm den einzigen Korbstuhl hin.

Der Alte war schweigsam. Er saß erst, sog an seiner Pfeife und sah auf den Kleinen, der behaglich trank, bisweilen mit einem gluckſenden Ton Atem schöpfend.

Plötzlich nahm der Bauer die Pfeife aus dem Mund und räusperte sich.

„Eck möt di eis seggen, Stine. Di un din Mann“,

sagte er dann langsam, „ek heww 'r düsse Tid all faken an dacht. Fritz is nu dote" —

Er stockte einen Augenblick, dann sprach er ruhig weiter.

„Ek sin 'n olen Mann, dat kann mit mi nich mihr lang duren. Un Fritz sin Sähn — ji weit't ok, dat de Junge man 'n Dölmer is. De kann den Haw nich kregen. Un nu heww 'k mi dacht, Stine, dau büst min öllste Maike, un de Lütje is gesunn. De schall den Haw mal kregen."

Er war wieder still und sah die beiden scharf an. Daniel sah vor sich hin, Stine hatte sich über das Kind gebeugt.

„Din Junge, Stine", sprach der Bauer weiter, als keiner antwortete, „aewer dor is noch wat anners bi. Wenn hei den Haw mal kregen schall, kann hei nein Daglöhnerskind blieben, hei möt as Anerbe uptagen warden, up'n Haw. Ji möt mi den Jungen laten. Ji künnt em jau besäuken un tau seihn kregen, sau faken as ji Lüsten hewwt."

Es war einen Augenblick still. Dann stand Daniel plötzlich auf.

„Vadder", sagte er ernsthaft, „ek weit woll, dat ji dat gaud meint, aewer de Sak geith nich. Min Junge is'n Daglähnerkind, un dat schall hei bliwen. Hei brukt sik vun wegen sin Oellern nich tau schämen."

Der Alte war auch aufgestanden, sein Gesicht war braunrot, er tat ein paar starke Züge aus der Pfeife.

„Stine", sagte er, „hest't hürt? Wat seggst' e dortau?"

Stine antwortete nicht, sie sah mit unruhigen

Augen auf das Kind herunter. Daniel stellte sich neben sie.

„Nee, Vadder“, sagte er ruhig, „ji schallt ok bedankt sin. Aewer usen Jungen möt wi behollen. Sau lang as Stine un eck noch de Arm' rögen un use Arbeit dauhn künnt, gewwt wi den nich her.“

„Na — denn adjüs tosamen!“

Ohne ein weiteres Wort nahm der alte Bauer seine Pelzkappe vom Tisch und ging aus der Tür.

Stine sah ihm vom Fenster aus nach, das Kind im Arm schaukelnd.

„Danjel“, sagte sie plötzlich, „dat harrst nich dauhn möten. Dat harrst nich glik seggen möten.“

Daniel sah sie stirnrunzelnd an.

„Harrst dau denn usen Lütjen hergewen künnt?“

Sie sah auf das Kind herunter.

„Swor wier't mi woll wesen. Aewer eck harr't doch woll für em dahn. T'is doch den Jungen sin Taukunft.“

„Taukunft — Snak! Wenn hei ihrlichen Daglähner is, as sin Vadder, denn kann hei ok tofre'en sin.“

Stine schüttelte den Kopf.

„Nee, Danjel, dat is doch wat anners, sau 'n groten Buer, de up sin'n Haw sitt un sik üm nein 'n annern wat schert — un denn sau'ne arme Daglähnerslüe, de sik all ehr Dag blot quälen un afrackern möt un nix vun'n Lewen hewwt, as Plackeri un Arger! Nee, Danjel, eck weit, wat de Ünnerscheid heit!“

Sie sprach aufgeregt und hastig. Daniel war herumgefahren und starrte ihr ins Gesicht.

„Und dat seggst dau, Stine? Un dat seggst'e tau mi?"

Stine antwortete nicht.

Daniel stand vor ihr, er atmete schnell, sein Gesicht war hart.

„Stine, wenn eck't vörher nich seggt harr, denn wull eck't nu seggen! Wenn di din Hochmaud dat Lewen suer maket, di un din Mann — denn schall use Junge nich ok noch in Hochmaud uptagen warden!"

Stine war aufgestanden, ihr Gesicht war heiß.

„Danjel, Mann, versünnig di nich an den Jungen sin Taukunft! Wat wudt'e för Antwurt gewen, wenn hei di mal seggt, dau harrst't Schuld, dat hei n' armen Kirl wier? Nee, Danjel, eck lop henne un raup usen Vadder t'rügge!"

Sie wollte aus der Tür, aber Daniel versperrte ihr den Weg.

„Dau bliwwst hir! Eck will't nich un eck ledt't nich!"

Einen Augenblick standen Mann und Frau und sahen sich an. Dann wandte Stine sich langsam weg.

„Denn hest dau't Schuld, Danjel. Eck nich", sagte sie nur klanglos. — — —

Wieder etwas neues zu all dem andern, was schon zwischen ihnen stand. Stine vergaß es ihrem Mann nicht wieder, daß er sich zwischen den Jungen und seine Zukunft gestellt hatte. —

Die Erntezeit war zu Ende, ein Aufatmen ging durch das Land. Auf der Wiese neben dem Krug war das große Leinwandzelt, zum Erntebier gebaut, mit bunten Flitterkränzen und Grün behängt, die Tannendielen mit Seifenspänen bestreut.

Die gellende Tanzmusik klang herausfordernd durch die klare Herbstluft herüber, die bunte Fahne auf dem Zelt sah man über den Apfelbäumen des Kruggartens flattern.

Daniel stand unschlüssig in der Tür, die Hände in den Taschen.

„Stine“, rief er plötzlich in die Diele herein, wo die junge Frau mit dem Kind auf und ab ging, „treck di an un gah'n beten mie nah't Erntebier! Kumm man, de Junge slöppt jau!“

Stine schüttelte den Kopf.

„Eck sin noch in Truer. Eck kann noch nicht danzen gahn.“

„Brukst jau ok nich danzen, eck dauh't ok nich. Blot n' beten taukieken!“

Als sie nicht antwortete, kam er einen Schritt näher heran.

„Kumm man mie, Stine. Kannst jau wat kören, Engel is ok dor, mit de kannst di tosamensetten.“

Die alte Eifersucht schoß plötzlich wieder hoch. Stine kehrte sich mit einem Ruck um.

„Kannst jau ahn' mi gahn“, sagte sie böse, „warrst di woll noch beter unnerhollen. Eck bliw hier!“

Daniel sah ihr nach, wie sie rasch mit dem Kind in die Stube ging. Einen Augenblick stand er noch unentschlossen, dann nahm er die Kappe vom Nagel und ging langsam pfeifend die Straße hinunter, dem Kruge zu.

Ein harter Ausdruck lag auf Stines Gesicht, als sie ihn fortgehen hörte. Sie setzte sich auf den Korbstuhl und sah auf das schlafende Kind in ihrem Schoß herunter.

Die Tanzmusik schmetterte scharf und blechern herüber, hin und wieder klang auch ein lautes Juchzen. Stine hörte alles deutlich, wie sie so still in der dumpfen, kleinen Stube saß.

Daniel war nun wohl mitten dazwischen. Es kümmerte ihn nicht, daß sie zu Hause saß, wenn er nur lustig sein konnte und tanzen!

Aber nein, tanzen wollte er ja nicht, das hatte er gesagt. Nur zusehen.

Ob er wohl auch mit Engel sprach? Sie hatte das Mädchen vorhin im Staat vorbeigehen sehen.

Eine unerträgliche Unruhe faßte sie auf einmal. Sie konnte es nicht mehr aushalten allein. Vorsichtig legte sie das schlafende Kind auf ihr Bett und lief aus der Tür, die Straße zum Krug herunter.

Vor dem Zelt drängten sich die Leute, weißköpfige Jungen balgten sich, und halbwüchsige Mädchen standen auf den Zehen gereckt, auf den vorspringenden Stützbalken des Zeltes und versuchten neugierig hereinzusehen.

Stine stellte sich hinter ein paar Mädchen und sah, selbst versteckt, in den großen Raum, der voll Menschendunst, aufgewirbeltem Staub und Biergeruch war. Es war wohl gerade Tanzpause, die Mädchen in ihrem bunten Staat saßen mit heißen Gesichtern lachend und schwatzend an den Seiten des Zeltes, die Männer standen rauchend an den Ausgängen zusammen. Stine suchte ihren Mann mit den Augen, aber sie fand ihn nirgends.

Plötzlich setzten die Musikanten, die an der Schmalseite des Zeltes auf einem tannenbekränzten Bretterthron saßen, mit einem lauten Tusch der scharfen Blechinstrumente wieder ein. Ein Drängen und Schieben

ging durch das Zelt, die Burschen winkten sich ihre Mädchen her und stellten sich für den „Achter“ in Tanzordnung.

Stine machte einen undeutlichen Laut. Da war Daniel ja!

Und — konnte das sein? Sie sah, wie er sich hastig zwischen den Paaren durchschob, jetzt winkte er Engel, die an der andern Seite des Zeltes saß. Das Mädchen stand lachend auf, die beiden suchten sich Hand in Hand ihren Platz zwischen den Tanzenden.

Stine stand regungslos, während sie mit den Augen den Bewegungen der beiden nachging. Daniel schien recht vergnügt zu sein!

Stine mußte auf einmal an ihren Hochzeitstag denken, wo sie mit Daniel zuletzt den Achter getanzt hatte. Damals war es alles anders gewesen. Jetzt tanzte Daniel lieber mit der andern als mit ihr. Sie war ja nicht mehr so hübsch und lustig wie die. Es war ihm wohl ganz recht, daß seine Frau nicht da war.

Langsam wandte Stine sich weg und ging wieder nach Haus. Da setzte sie sich an die Wiege des Jungen und schluchzte vor sich hin.

Es war kurz nach Dunkelwerden, als sie Daniels Schritt draußen hörte, nicht ganz so fest und gleichmäßig wie immer.

Der kleine Fritz war eben aufgewacht und lag krähend und strampelnd in ihrem Schoß, als ihr Mann die Tür aufstieß.

Sein Gesicht war heiß und rot, er sang heiser abgerissene Worte eines Gassenhauers vor sich hin, seine

Augen waren blank und stier. Als er seine Frau sah, blieb er stehen und lachte.

„Dor sin eck wedder, Stine“, sagte er laut, „dat was hellschen lustig. Wierst man ok dor wesen!“

Er war dicht vor ihr, der Bierdunst seines Atems kam ihr ins Gesicht. Unwillkürlich wich sie zurück, ein Gefühl von Angst und zugleich von Widerwillen, beinah Haß, kam über sie.

Der Junge auf ihrem Arm zappelte lustig. Daniel sah ihn lachend an.

„Kiek eis, wat de Lütje sich hoegt! Fritschen, kumm tau Vadder — kumm!“

Er hatte das Kind angefaßt, aber Stine stieß ihn heftig zurück.

„Lat em tofre'en! gah man wedder tau din Frünn'“, schrie sie ihn an, „'n dunen (betrunken) Kirl schall min Jungen nich anroegen!“

Daniel starrte sie einen Augenblick an, ihm schoß es braunrot in die Stirn.

„Din Jungen?“ seine Stimme war heiser, er schüttelte die Faust vor ihrem Gesicht, als ob er sie schlagen wollte, „is dat nich min Junge ock? Segg' dat blos noch eis — dau —“

Es war nur eine Sekunde, dann besann er sich. Sein Rausch schien verflogen.

Die Hand fiel schlaff am Leib herunter. Er drehte sich wortlos um und ging aus der Tür.

Mit dem Tage war alles vorbei. Sie gaben sich gar nicht mehr Mühe, Frieden zu halten. Keine Stunde, in der sie zusammen waren, verging ohne böse Worte. Anfangs zwar nur auf Stines Seite.

Die herbe Bitterkeit gegen ihren Mann, die miß-

trauische Eifersucht, die langsam in ihr großgewachsen waren, beherrschten jetzt all ihre Gedanken. Sie bewachte ihren Mann förmlich. Jedes Wort, das er sagte, trat sie in häßlichen Mißdeutungen breit und benutzte es zu scharfen Reden und Vorwürfen.

Anfangs ließ Daniel alles geduldig über sich ergehen oder versuchte, sie in seiner gutmütigen Art zu beruhigen. Aber mit der Zeit wurde es ihm zu viel, er antwortete ebenso heftig, die niedrige Stube klang wider von lautem Streit und Zänkereien.

Die Nachbarn durften nichts davon merken. Stine wollte nicht, daß fremde Augen in ihr Unglück hereinsahen. Sie hatte es ja schließlich selbst schuld. Warum hatte sie nur nach ihrem Kopf geheiratet und auf keinen andern gehört?

Aber im Dorf redeten sie doch über die junge Frau. Sie war so jämmerlich blaß und mager, und der Mann sah auch aus, als ob ihm der Weizen verhagelt war. Sie mochten Daniel Pöhler alle gern; Stine hatte wegen ihres hochmütigen Wesens nicht viel Freunde. —

Es war nur gut, daß Daniel und Stine wenig zusammen waren.

Die Ernte war schlecht gewesen und die Kartoffeln zum großen Teil krank. Die Kanalarbeiten in der Stadt waren zu Ende, Daniel hatte jetzt Arbeit in einer großen Branntweinbrennerei. Aber der Tagelohn war gering, er versuchte nach Feierabend noch ein paar Groschen zu verdienen. Es kamen Tage, wo kaum das trockene Brot im Hause war.

Stine brachte es nicht über sich, auf den Rodthof betteln zu gehen.

Wenn Daniel spät nach Haus kam, war er so totmüde, daß er sich sofort auf den Strohsack warf. Mittags sahen sie sich auch kaum mehr, Stine trug ihm nur das Essen in die Brennerei und ging dann gleich wieder — des Jungen wegen, sagte sie.

Sonntags saß Daniel jetzt immer im Krug. Wenn er einmal zu Haus bleiben wollte, ließen ihm Stines streitsüchtige Reden keine Ruhe, bis er endlich doch brummend die Tür hinter sich zuschlug und spät, und nicht mehr ganz nüchtern nach Haus kam.

Sein Gesicht hatte jetzt meist einen mißmutigen Ausdruck. Auch wenn er zwischen dem Lärm des Kruges saß, blieb der.

Es war ein elender Winter. Ein Wunder, daß der Junge trotz alledem wuchs und die derben festen Arme, die roten Backen nicht verlor. Er war Stines einzigste Freude. Mit dem Kinde konnte sie lachen und spielen, wenn sie für ihren Mann nichts als böse Worte hatte.

Es war wieder März geworden, ein rauher März mit kalten, windigen Regentagen.

Auf dem Rodthof hatten sie die Hochzeit von Stines jüngerer Schwester gefeiert, wegen der Trauer noch nicht so glänzend wie sonst wohl, aber doch, wie es sich für den großen Meierhof gehörte.

Daniel und Stine waren auch da gewesen, Stine hatte mit bitteren Gedanken die vornehme Aussteuer angesehen und das behäbig zufriedene Gesicht der jungen Frau, der man es deutlich anmerkte, daß sie sich schon als Bäuerin auf einem großen Hof fühlte.

Der Bräutigam hatte die armen Verwandten freundlich behandelt, aber doch mit einer gönnerhaften

Herablassung, die zeigte, was er von Stines Heirat hielt. Das lachende Gesicht, mit dem der alte Rodtmeier den reichen Schwiegersohn auf die Schulter schlug, ärgerte Stine. Sie kam sich verlassen und verachtet vor.

Es war, als ob die Hochzeit sie noch bitterer und unzufriedener gemacht hätte als vorher. Daniel hatte darunter zu leiden.

Die Dorfglocke hatte vor einer Zeitlang Feierabend geläutet. Stine saß am Fenster, eine grobe Flickarbeit auf den Knieen, mit zusammengekniffenen Lippen, eine scharfe Falte auf der Stirn. Sie hatte eben ihren Mann wieder mit Fritz Engert und Engel Voigt die Straße daher von der Arbeit kommen sehen.

Daniel warf sich auf einen Stuhl, als er hereingekommen war.

„Heſt nich n' beten tau eten, Stine? Eck sin echte mäu'e vandage."

Stine stand auf und nahm das Brot aus dem Schrank.

„Dor heww'ck nich vel vun seihn, dat de mäu'e büst, as eck di de Strate runner kamen seihn heww," sagte sie hart.

Daniel scharrte ungeduldig mit dem Fuß.

„Heſt denn nix anners för mi as Schimpen un Schellen," frug er gereizt, „wenn eck min n' ganzen Dag afrackert heww, dat eck man 'n beten verdeinen wull."

„Jau, jau, heſt 't swor!" sagte Stine höhnisch, „jünner för de Fru di afrackern möten! Harrſt man dat Frigen sin laten! — O Danjel, Danjel, harr eck dat man dacht, dat dat all noch mal sau warden künne!"

Daniel schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Brukst mi blot noch tau vertellen, dat't di reuen deith, dat de mi frigt hest,“ schrie er heftig.

„Dat deith't! Dat weit de leiwe Gott!“

Stine schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte auf; „her eck man dahn, wat use Vadder wull! Harr eck mi man nich 'rümmerkregen laten! Aewer dau hest't Schuld Danjel — allens — dau hest't ock Schuld, wenn der Junge mal beddeln gahn möt — dau hest't nicht wullt, dat hei up den Haw kummt!“

Daniel war aufgestanden, er schlug noch einmal mit der Faust auf den Tisch, daß die paar Teller, die darauf standen, klirrten.

„Eck hewwt Schuld? Un wat hest dau Schuld? Nix — nee, gor nix! Aewer dat segg 'eck di — wenn di dat man nich noch mal reuen deith, wat eck vandage vun di tau hören kregen heww!“

Er hatte die Kappe vom Tisch gerissen und war wieder aus der Tür, ehe Stine antworten konnte. Sie hörte draußen auf der Dorfstraße seine hastigen Schritte, immer ferner, bis es ganz still war.

Stine schlief wenig diese Nacht. Sie lag unruhig mit offenen Augen, horchte auf das leise Atmen des Kindes neben ihr und auf das Johlen und Singen, das die ganze Nacht vom Krug herüberklang. Was mochte da besonders los sein? Daniel war wohl mitten dazwischen.

Gegen morgen schlief sie ein und wachte nur in den ersten Dämmerungsstunden wieder auf von dem johlenden Lärm eines Menschenhaufens, der am Haus vorbeizog, zur Stadt hin. Unter den Fenstern tat einer einen lauten, grell aufjuchzenden Schrei. Dann war bald alles wieder still.

Es lag wie ein dumpfer Druck auf ihr, als sie am Morgen aufstand. Daniel war die ganze Nacht weggeblieben, das hatte er noch nie getan. Er ging wohl gleich vom Krug aus zur Arbeit.

Trotzdem machte sie am Mittag wie immer das Essen zurecht, um es zur Brennerei zu tragen. Er sollte nicht sagen können, daß sie eine schlechte Frau war, wenn er auch nichts mehr von ihr wissen wollte und hinter andern herlief!

Als Stine mit ihrem Korb aus der Haustür trat, sah sie Engel Voigt, die grade am Haus vorbeiging. Die junge Frau wurde dunkelrot, ein Gefühl von Haß stieg in ihr auf. Hatte das Mädchen nicht ihr ganzes Unglück schuld?

Engel hatte sie auch gesehen und blieb stehen.

„Gahst ock nahr Stadt? Wi hebbet woll einen Weg."

Stine schüttelte den Kopf.

„Nee, eck gah anners," sagte sie kurz, „eck möt nah de Brennerei, nah min Mann."

„Nah din Mann?" Das Mädchen riß verwundert die Lider auf, „Stine, weitst denn nich?"

Ein heißer Schreck durchfuhr Stine.

„Wat is mit min Mann, Maike?"

„Hett hei di dat denn nicht seggt? Hei is jau vandage all wege, mit de Hollandgängers, nah'n Rheinlann' tau."

Stine starrte sie einen Augenblick an, dann sprang sie auf sie zu, packte ihren Arm und schüttelte ihn.

„Un dau hest dat vörher wust? Di hett hei dat seggt — un mi nich, sin Fru —"

Das Mädchen machte sich von der aufgeregten Frau los und trat zurück.

„Wat wudt'e denn? Ed harr dat vörher wußt? Nix hewm'd wußt, blot seihn hewm'd em, as ed vandage an'm Krauge min Schatz adjüs seggen wull, — de is ok miegahn."

„Din Schatz?" sagte Stine langsam, als ob sie die Worte nicht verstände, „din Schatz?"

Das Mädchen wurde rot und strich sich verlegen die große blaugedruckte Schürze glatt.

„Hest dat noch nich wußt? Ed hewm mi dacht, dat harrst all lang market. Fritz Engert un ed — dat is all'ne ole Sak. Wenn hei trügge kunnt, taukamen Micheli, willt wi frigen."

Als Stine nicht antwortete, schwatzte Engel weiter.

„Danjel es jümmer sau gaud tau mi wesen. Wenn hei un Fritz nah'r Arbeit gahn wullt, hett hei jümmer täuwt un hett mi raupen. Ed wull em ok noch girn adjüs seggen, ed kunn man nich an em 'ranne, dor wieren tau vel Lüe."

Stine sah an ihr vorbei, als ob sie nichts gehört hätte.

„Dau hest 'n Schatz?" sagte sie langsam, „un ed hewm mi dacht — dau und Danjel — Danjel wier achter di herlopen."

Engel lachte laut auf.

„De — un nah'ner annern kieken! Dat hest'e dacht?"

Dann, als sie Stines Gesicht sah, kam ihr das Mitleid.

„Lat man Stine, dat hei di dat nich vörher seggt

hett, dat hett hei sik woll nich sau aewerleggt, t'is em woll irst in de Nacht in 'n Sinn kamen. Un hei kümmt jau in'n Harwst ok trügge."

Stine schüttelte den Kopf.

„Adjüs ok, Engel," sagte sie nur, „eck bliw hier. Eck bruck jau nu nich mihr dat Eten hennedragen."

Sie ging mit ihrem Korb wieder ins Haus, ohne sich umzusehen.

Drinnen auf der Diele setzte sie sich mechanisch auf ein paar Bretter und Leitern, die da aufgeschichtet lagen, setzte ihren Korb neben sich und sah stumm vor sich hin.

Das war daraus geworden. Daniel war weg, weit weg. Und sie hatte es schuld. Sie selbst, sie wußte es auf einmal ganz genau.

Sie hatte ihm Schlechtigkeiten zugetraut, an die er gar nicht dachte. Sie hatte ihn gequält mit Vorwürfen und Zänkereien, bis er es zu Haus nicht mehr aushalten konnte.

Und nun war er weg. Sie wußte nicht einmal wo.

Die Hollandgänger gingen meist aufs Geratewohl in die Welt, nach Holland, ins Rheinland oder noch weiter, und suchten Arbeit, wo sie sie fanden, in großen Ziegeleien oder Fabriken, bis sie im Spätherbst zurückkamen.

Wer wußte, wo Daniel hinkam? Und ob er überhaupt noch zu ihr zurück wollte?

Und er war weggegangen, so wie er da gestern aus dem Haus lief, ohne auch nur das Nötigste mitzunehmen!

Stine stand auf, ging in die Kammer und öffnete den großen buntbemalten Schrank. Da hing sein Kir-

chenrock. Daneben auf der Borte die Hemden; eine kleine Schachtel dabei, in der noch ein paar Markstücke vom letzten Wochenlohn lagen.

Stine schluchzte, als sie das sah. Er war immer so gut gewesen, hatte für sie und den Jungen gearbeitet. Was sollte nun werden? —

Das Gerücht war schon durchs Dorf gelaufen. In der Dämmerung kam die alte Rodthofbäuerin in die Stube, wo Stine noch immer allein saß. Die junge Frau sah es ihrem Gesicht an, daß sie alles wußte.

„O Mudder, Mudder, eck hew'’t schuld! Eck sin em 'ne slichte Fru wesen un hewo em sin Lewen suer maket!“

Die alte Frau wiegte kummervoll den Kopf.

„Harrst de man up mi hürt, as't noch Tid was! Nu is't 'escheihn. Nu kann dor nein Minsche wat an ännern. Weitst denn, wo hei hennegahn is?“

Stine schüttelte den Kopf.

„Wenn eck dat wüßt, denn wull eck achter em herlopen, bet eck em funnen harr, um em wedder t'rügge halen!“ sagte sie heftig.

Die Bäuerin sah sie ernsthaft an.

„Nee Stine, dat mötst nich seggen. Wenn de't un ok tau weiten kriggst, wo hei blewen is — hest doch hir dat Hus un den Jungen un kannst nich in de Welt lopen. Dat hett di de leiwe Gott nu uplegt. Mötst nu täuwen, bet dat Danjel wedderkummt.“

„Täuwen is man sau swor, Mudder. — Wenn hei man aewerall wedderkummt.“

Aber Stine sah selbst ein, daß sie warten mußte. Im Herbst kamen die Hollandgänger ja wieder, bis

dahin war Daniel gewiß nicht mehr böse. Wenn er dann kam, sollte es alles anders werden.

Eine Woche war vergangen, als der Landbriefträger mit einem Brief ins Haus kam. Stine riß ihm das Kouvert fast aus der Hand, sie lief in ihre Kammer und machte es da auf. Ihr Finger zitterte, wie er in langsamem Buchstabieren unter den Worten herfuhr.

Es stand nicht viel in dem Brief, der aus einer holländischen Fabrikstadt, nahe der Grenze kam.

Man sah es den kinderhaft steifen Buchstaben deutlich an, daß das Hinmalen derselben dem Schreiber schwere Arbeit war. Schwerer, als den Pflug oder die Axt zu führen.

> „Mir geht es gut,“ schrieb Daniel, „ich habe gleich Arbeit gefunden und verdiene genug. Ende Woche schicke ich Geld. Du brauchst Dich nicht zu sorgen, ich will jeden Monat Geld schicken. Warum ich weg bin, weißt Du. Im Herbst komme ich mit den andern wieder. Schick mir doch gleich meine Sachen, Sonntagszeug und Hemden.“

Stine las die paar Worte wieder und wieder, bis sie sie auswendig konnte. Sie wußte nun doch wenigstens, wo er war, und daß er sicher wiederkommen wollte.

Sie schickte ihm am andern Tag seine Sachen und schrieb ihm auch wieder. Daß es ihr und dem Jungen gut ginge, daß sie ihn grüßten und auf ihn warteten, weiter nichts. Sie konnte nicht mehr schreiben. Sie wollte ihm alles sagen, was sie auf dem Herzen hatte, wenn er wiederkam.

So warteten denn Stine und Fritzchen auf den Herbst. Stine ging selten aus dem Haus; sie konnte es nicht vertragen, daß die Leute ihr nachsahen und miteinander tuschelten, wenn sie vorbeiging.

Zu arbeiten brauchte sie nicht mehr als sonst. Daniel verdiente viel und schickte ihr genug zum Leben.

Das war auch nur gut. Stine fühlte sich öfter schlecht und krank während des Sommers. Eigentlich war sie, seit der Junge geboren war, nicht wieder so recht gesund und frisch gewesen; die Sorgen und Gedanken, mit denen sie sich quälte, machten das auch nicht besser. Sie hatte oft Stiche in der Brust und war müde. Jetzt wurde das häufiger und schlimmer, aber sie nahm es nicht weiter wichtig. Höchstens kochte sie sich einen Lindenblütentee, das war ja genug. Einen Doktor wollte sie nicht, wenn es nicht aufs Sterben ging, war der ja nicht nötig. —

Es war endlich wieder Herbst geworden. Die gelben Blätter lagen auf dem nassen Boden, über die junge Wintersaat strichen Krähenflüge, und ein feiner Nebelregen hängte sich wie ein grauer Vorhang vor die Weserberge.

Es war jetzt Zeit, daß die Hollandgänger wiederkommen mußten.

Stine hatte das kleine Haus gescheuert und gekehrt, daß alles blitzblank und sauber war, vom Schweinestall bis zum hintersten Winkel des großen Schrankes. Sie hatte Fritzchen, der schon selbständig auf seinen dicken Beinchen herumwackelte, eine neue Schürze von buntem Kattun genäht und hatte ihn gelehrt, „Vadder" zu sagen. Und als sie den Wandschrank in der Stube ausscheuerte, hatte sie darin das

rote Pappschild mit dem goldenen „Willkommen" gefunden, das an ihrem Hochzeitstag in der Diele hing. Das hatte sie sich nun zurechtgelegt mit ein paar bunten Papierrosen, um es in einem frischen grünen Kranz über die Tür zu hängen, wenn Daniel wiederkam.

Sonst hatte Daniel fast jede Woche geschrieben, nur ein paar Worte, damit sie wußte, daß es ihm gut ging. Jetzt hatte sie seit drei Wochen nichts gehört. Aber das schadete nichts, er hatte ja damals geschrieben, daß er im Herbst mit den andern wiederkäme.

Durchs Dorf ging die Nachricht: die Hollandgänger kommen. Wo ein Vater oder Bruder zurück erwartet wurde, war große Aufregung. Es waren alles kleiner Leute Häuser.

Stine hatte es zuerst von ein paar Leuten sagen hören, die am Hause vorbeikamen, als sie mit einem Eimer Wasser vom Ziehbrunnen kam. Hastig setzte sie den Eimer hin und rief die Männer an, ganz ihre Scheu vor den Menschen vergessend.

„Jawoll, Pöhlern, rief ihr einer zu, „de Hollandgängers kummt wedder, vanabend. Biher säben schallt sei an'n Krauge sin."

Heute Abend! Stine schoß das Blut ins Gesicht vor Freude. Hastig lief sie in die Stube, nahm den Jungen, der auf der Erde spielte, und schwenkte ihn hoch durch die Luft.

„Fritschen, Vadder kummt, vanabend!" rief sie lachend, „Vadder! Freust di nich, Lütjer?"

Der junge kreischte laut, als er sie so vergnügt sah, er schrie, „Vadder, Vadder!" und strebte wieder in die Höhe, als sie ihn hingesetzt hatte.

Es regnete draußen, aber Stine kehrte sich nicht

daran. Sie band den großen, blau und grün gemusterten Radmantel mit der dicken Halskrause um die Schultern und ein Tuch über die breiten Dutzen (Schleifen) der Haube.

Sie fühlte den Regen gar nicht, der ihr ins Gesicht stäubte, als sie nach dem Eichkamp am Rodthof ging, um sich Grün zu ihrem Kranz zu holen. Sie dachte nur daran, wie Daniel wohl sein würde, wenn er wiederkäme, und daß es alles nun anders und schöner werden sollte — so schön, wie sie es sich vorstellten, als sie sich noch heimlich am Sonntagabend in der Tweechte hinter dem Dorf trafen.

Ihr Korb war bis oben voll grüner Zweige, als sie wiederkam, zwar durch und durch naß, aber mit hellen Augen und roten Backen. Auf der Diele band sie den Kranz, während Fritzchen vor ihren Füßen herumkroch und mit den Zweigen und Blättern spielte, die sie fallen ließ. Dann stieg sie auf die Leiter und hing das bekränzte „Willkommen" über die Tür.

Es war schon ganz dunkel, als sie sich endlich auf den Weg zum Krug machte. Sie hatte die brennende Lampe am Balkon der Diele aufgehängt; es sollte alles hell und freundlich aussehen, wenn Daniel wiederkam.

Vor dem Krug stand schon ein Haufen Leute, meist Frauen und Kinder: der Schein der Laterne über der Tür zuckte glitzernd über die vielen aufgespannten Regenschirme, von denen das Wasser langsam herunterträufte.

Stine stand erst etwas abseits, sie mochte nicht zwischen die andern Menschen. Nach ein paar Augenblicken kam eine andere auf sie zu; sie wußte erst nicht, wer es war, dann erkannte sie Engel Voigt. Das

gutmütige Mädchen nahm sie an der Hand und zog sie mit.

„Kumm Stine, mit'n beten Snaken geith dat Täuwen nich so swor. Freust di ok sau as eck? Min Schatz kummt jau — un din Mann, Stine! Wenn't man irst sau wid weer!“

Stine stand zwischen den Frauen, die aufgeregt durcheinanderschwatzten, aber sie hörte nichts davon, sie horchte immer nur auf Räderrollen und sah nach der Seite, von der sie kommen mußten.

Eine halbe Stunde und noch eine. Die Dorfuhr hatte längst acht geschlagen, als von fern ein leises Rollen herüberklang.

„Sei kummt! Sei kummt!“

Durch die augenblickliche erwartungsvolle Stille hörte man die Räder schon näher, dazwischen Peitschenknallen, Johlen und Singen. Das eintönige Lied klang wunderlich traurig durch den dunklen Regenabend, bisweilen unterbrochen von einem lustigen Gassenhauer, den die Hollandgänger wohl unterwegs in den Fabrikstädten gelernt hatten.

Jetzt sah man schon die Laterne des Wagens, wie einen rotglühenden Punkt näher und näher durch die Dunkelheit.

Nun waren sie da. Der Wagen hielt. Atemlos drängte Stine sich vor.

Sie sprangen aus dem Wagen, einer nach dem andern. Die Frauen und Kinder drängten sich um sie, es war ein Lachen und Schreien, ein lautes Gewirre.

Stine hatte jeden angesehen; Daniel kam noch immer nicht. Und nun — war das schon der Letzte? Wo blieb Daniel denn? Hatte sie ihn doch übersehen?

Das war doch nicht möglich, er war ja größer als die andern alle!

„Danjel, Danjel!“ rief Stine laut, „wo büst'e? Wo 's min Mann?“

Keiner antwortete. Die Leute traten auseinander und machten ihr Platz.

Stine sah von einem zum andern, dann ging sie auf einen der Hollandgänger zu, einen älteren Mann, den sie kannte.

„Luhmann,“ sagte sie hastig, „wo is Danjel? Is hei nich miekamen? Kümmt hei nah?“

Der Mann wischte sich über das Gesicht und murmelte etwas, das Stine nicht verstand. Sie wandte sich zu den andern, die herumstanden.

„Weit't ji denn nich, wo Danjel Pöhler is? Hei wull doch miekummen!“

Die Leute sahen sich untereinander an und dann sie, mit einem sonderbaren Blick.

Dann trat Luhmann vor.

„Pöhlern, Danjel kümmt nich wedder,“ sagte er hastig, „ji möt dat nich sau swor nahmen. Dor is nix an tau maken, dat kümmt all, as de leiwe Gott dat will.“

Stine stand dicht vor dem Manne und packte ihn am Arm.

„Is hei — is Danjel dote?“

Der Mann nickte nur.

„Dat sünd nu'n Wochener dreie. Sei hebbet mi seggt, eck schull dat sin Fru weiten laten, un eck wull ok irst schriewen. Aewer denn heww'ck mi dacht, eck kumm jau ball nah Hus, un vertellen lat sik sauwat beter as schriwen.“

Er stockte einen Augenblick. Als Stine nichts sagte, sprach er weiter.

„Wi harr nein anner Arbeit mihr kregen künnt, de letzte Tid, blot noch up'n groten Bu, as Handlanger. Wi weer jümmer tosamen, Pöhler un eck, blot den Dag nich. Sei säen mi nahsten, hei harr up de Gerüsten sin Faut up'n loset Brett sett't. As sei mi raupen un eck tau em kam, was't all tau late."

Stine hatte seinen Arm losgelassen, sie wandte sich um und ging langsam weg.

Der Mann ging noch ein paar Schritte neben ihr her.

„Sei hebbet mi den Dodenschein gewen. Vermorrntau kumm eck und bring em, un sin anner Sak ok."

Stine nickte nur und ging weiter. Engel Voigt hatte sich von ihrem Schatz losgemacht und lief noch hinter ihr her.

„Stine — lop nich tau wege — lat mi miegahn."

Die Frau schob ihre Hand zurück.

„Lat mi man. Eck sin leiwerst alleen."

Sie ließen sie gehen, aber es war wie ein Schatten auf die ganze Freude gefallen. Schweigend gingen sie auseinander, jeder seinem Haus zu.

Stine ging auch nach Haus. Schon von weitem leuchtete ihr durch das offene Tor die kleine Lampe entgegen, die ganze Diele war voll von dem warmen Licht.

Stine nahm sie vom Nagel und ging langsam in die Kammer. Da öffnete sie den Schrank, nahm ihr buntes Nackentuch ab, das sie für das Widersehen mit Daniel umgebunden hatte, und schlug statt

dessen das schwarze Tuch um, das sie bis vor kurzem bei der Trauer um den Bruder getragen.

„Danjel is jau nu dote!“ sagte sie dabei laut.

Dann setzte sie sich neben den fest schlafenden Jungen und sah vor sich hin, ohne sich zu rühren.

So saß sie noch, als die kleine Lampe längst ihr Öl aufgetrunken hatte und der Docht glimmend verlöscht war. Sie schlief nicht, aber ihr Gesicht war starr und ausdruckslos.

Draußen regnete es die ganze Nacht gegen die Scheiben, die vielen Tropfen schlugen an das bekränzte Schild vor der Tür und verlöschten langsam die goldenen Buchstaben des „Willkommen“.

Es war fast Mittag am andern Tage, als schwere Schritte über die Diele auf die Stubentür zukamen.

Stine saß am Fenster, das Spinnrad mit dem Rocken voll Flachs vor sich. Aber sie hatte die Hände im Schoß und sah vor sich hin mit demselben leeren Blick wie in der Nacht.

Es wurde laut an die Tür geklopft, der Taglöhner Luhmann kam herein; er trug sein schwarzes Sonntagszeug, sein knochiges braunes Gesicht hatte einen ernsthaften Ausdruck.

Als er auf sein „N' Dag ok“ keine Antwort bekam, setzte er den Knotenstock in die Ecke der Stube und zog sich einen Stuhl an den Tisch.

„Slichte Witterung vandage!“ bemerkte er langsam.

Stine hatte die Augen kaum vom Boden aufgehoben, als er hereinkam. Sie antwortete nicht.

Die angelegte Tür der Kammer wurde jetzt aufgestoßen, der kleine Junge kam herein; als er den

fremden Mann sah, blieb er stehen und starrte ihn mit runden blauen Augen an. Luhmann nickte ihm zu.

„Kiek eis, de Lütje. Dat ward jau 'n groten Bengel."

Stine sah mit gleichgültigem Blick über das Kind hin, ohne zu antworten.

Es war wieder einen Augenblick still in der kleinen Stube, dann räusperte der Mann sich.

„Pöhlern," sagte er laut, „dat deith nich gaud, sau 'n Sitten un Nixdauhn."

Stine hob den Kopf und sah ihn an.

„Wat schall 'ck denn dauhn?" frug sie herbe, „Danjel is jau dote."

Luhmann zog die Stirn in Falten.

„Nee, Pöhlern, dat deith nich gaud. Sei möt sik den Gesangbauk kregen, un sau 'ne Ort Bäuker, un dor inne lesen. Dat hett min Mudder ok dahn, as use Vadder storwen was."

Die Frau schüttelte nur den Kopf, ein bitterer Ausdruck war auf ihrem Gesicht.

Luhmann stand auf, er sah, daß ihr nicht zu helfen war. Er zog bedächtig ein paar Papiere und ein kleines Paket aus der Rocktasche.

„Hier is ok de Dodenschein un de annern Papieren. De Kiste kümmt ok noch. Un denn hier —"

Er knüpfte mit seinen großen ungeschickten Händen an dem Bindfaden des Pakets herum, zuletzt nahm er sein Taschenmesser und schnitt ihn durch. Aus dem grauen Papier fiel ein buntseidenes Tuch und ein rohbemaltes hölzernes Pferdchen.

„Dit wull eck leiwerst sülben bringen", sagte er, der Frau die Sachen hinschiebend, „hei hett't noch sül-

ben köfft, den verleden Sündag, ihre dat hei — ihre dat dat Unglück 'escheihn was. Hei säe mi, hei wull doch sin Fru un sin Lütjen ok'n beten wat miebringen."

„Danjel, Danjel!" schrie Stine plötzlich gellend auf.

Es war, als ob ein Druck von ihr genommen wäre, der ihre Tränen festhielt. Mit leidenschaftlicher Bewegung riß sie die Sachen an sich, drückte das Gesicht an das harte Holz des kleinen Spielzeugs, ohne auf den Besucher weiter zu achten und schluchzte.

Es war alles vorbei und zu Ende. Wie eine schwarze Flut von Schmerz schlug es über ihr zusammen.

Ihre Gedanken schossen wirre und verzweifelt durcheinander. Nur das eine blieb mit furchtbarer Klarheit stehen: daß ihr Mann tot und verloren war, für immer, daß sie nie wieder gut machen konnte, was sie ihm getan hatte.

Sie lebte Tag und Tage so hin, ganz allein, bei verschlossenen Türen, mit immer verweinten schlaflosen Augen. Wenn der Junge nicht gewesen wäre, hätte sie alles andre vergessen. Aber der zog sie nach und nach wieder in die Wirklichkeit, in das Leben herein.

Sie begriff, daß sie an die Zukunft denken mußte, seinetwegen.

Sie wußte ja, daß sie auf dem Rodthof alles gefunden hätte, was sie brauchte, für sich und das Kind. Aber sie schob den Gedanken weit weg. Daniel hätte das nicht gewollt.

Daniel. Ihr Mann. Sie dachte immer an ihn, an jedes gute Wort, das sie noch von ihm wußte,

An jedes böse Wort, das sie ihm gesagt hatte. Sie bohrte sich förmlich in die Erinnerung herein und quälte sich damit.

Wenn jemand mit ihr von Daniel sprach, hatte sie auf einmal einen wunderlich wirren Blick, etwas Fahriges im Wesen. Im Dorf schüttelten sie den Kopf über die junge Frau. „Wenn sei man ehr Klauk behöllt."

Ein paar Nachbarsfrauen, die schwatzend an der Tür standen, sahen ihr nach, wie sie ein paar Wochen darauf die Straße heruntergiag, aufrecht wie immer, das schwarze Trauertuch um die Schultern. Sie steckten die Köpfe zusammen und tuschelten.

„Dat hett sei'r vun", meinte eine, eine hagere Frau mit scharfem Gesicht, „ehr Swester sitt up'n groten Haw, un sei harr dat ok künnt. Aewer sei möt jau abslut ehren Willen hebben un Pöhlern frigen."

Die andere nickte. „Jau, dor sünd sau 'ne Lüe. Pöhler harr ok beter dahn, wenn hei 'ne anner frigt harr. Sei möt doch man 'ne Hexe wesen sin, dat hei sau ut'n Huse lopen is. Nee, Ort möt bi Ort bliwen, süs ward dor blot Unglück vun."

Stine hörte das alles nicht. Sie ging hastig den Weg zum Eickhof herunter.

Der Eikhofbauer war ein guter Bekannter des alten Rodtmeiers, sie hatte ihn früher oft gesehen. Der große, breite Mann kam ihr langsam entgegen. Er wußte nicht, was sie von ihm wollte, aber er empfing sie herablassend freundlich.

„Setten S' sik'n beten, Pöhlern. Eck heww dorvun hürt, dat ehr Mann nich wedderkamen is."

Stine blieb vor ihm stehen.

„Kastningvadder", sagte sie eilig, ohne weiter zu antworten, „eck sin blot kamen — eck wull man blot eis fragen. —"

Der reiche Bauer runzelte die Stirn. Er fürchtete, daß die Frau Geld von ihm haben wollte, und damit rückte er ungern heraus.

„Wat willt Sei?" fragte er nur kurz.

„Eck wull fragen, woans eck nich hier up'n Haw Arbeit kregen künne, in Daglohn. Min Mann hett hier jau ok jümmer arbeit't.

Der Bauer beugte sich vor und starrte sie an.

„In Daglohn? Schall dat Ernst sin?"

Stine nickte, ohne ihn anzusehen.

„Eck möt verdeinen. För mi un den Jungen.

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Pöhlern, sei willt in Daglohn gahn? Den Rodtmeier sin Dochter?" Er schlug plötzlich mit der Faust auf den Tisch, daß es krachte. „Dor schall doch de Dunner 'rinslahn, wenn de Rodtmeier nix för sin Dochter dauhn will!"

Stines Gesicht war dunkelrot geworden.

„Nee, nee, Kastningvadder. Up'n Haw weit sei dor nix vun, dat eck in Daglohn gahn will. Eck kann min Vater nich an'r Schötel liegen, sau lang as eck sülben arbeiten kann. Danjel will dat nich."

Der Bauer sah sie starr verwundert an.

„Danjel? De is doch dote."

Sie schüttelte den Kopf, in ihren Augen war wieder der wirre Blick.

„Dat woll. Aewer hei will dat doch nich" — sagte sie halblaut und geheimnisvoll, „eck weit dat.

Hei hett 't mi seggt. Sau gewisse as eck hier stah, hei hett 't mi seggt, Kastningvadder."

Dem Mann war die aufgeregte Frau unheimlich. „Na, mi geith dat jau nix an", brummte er nur kopfschüttelnd.

Aber er war ein gutmütiger Mensch. Er konnte auch gerade noch ganz gut ein paar Hände mehr brauchen, seine Runkeln waren noch im Land, es war Zeit, sie einzubringen. So machten sie gleich ab. Stine sollte am andern Morgen schon auf den Hof kommen.

Den Jungen, der noch zu klein war, um allein zu bleiben, ließ sie mit ein paar größeren Kindern der Nachbarsfrau zusammen, und ging nur mittags schnell nach Haus, um für sich und den Kleinen das Essen zu wärmen.

Die Eikhofbäuerin hatte ihr zwar gesagt, sie sollte Fritzchen mitbringen, er könnte mit den Kindern auf dem Hof spielen, und mittags wäre genug im Topf, daß zwei mehr satt werden könnten.

Aber Stine wollte nichts annehmen, das wie eine Gabe aussah. Sie wollte nur ihr Recht, den Lohn für ihre Arbeit, um leben zu können, weiter nichts.

Eine Woche war einförmig vorübergegangen, als Stine sich am Sonntag mit Fritzchen auf den Weg nach dem Rodthof machte. Sie ging ja sonst ungern hin, aber die alte Bäuerin war bettlägerig, und sie sorgte sich um die Mutter.

Der Rodtmeier und seine Frau waren bei der Übergabe des Hofes an den Sohn auf die Leibzucht gezogen, sie waren auch nach dem Tode des jungen Bauern da wohnen geblieben, wenn auch der alte Mann die Wirtschaft wieder in die Hand genommen hatte.

Der blaugestrichene Holzgiebel des Leibzuchthauses ragte etwas abseits an der Hofmauer hinter ein paar Nuß- und Birnbäumen vor, von deren Zweigen der Novemberwind jetzt die letzten, gelben Blätter herunterzerrte.

Als Stine in die kleine Kammer hinter der Diele kam, fand sie die Bäuerin allein, die Hornbrille vor den alten Augen, das Gesangbuch aufgeschlagen. Sie lag tief in die Federkissen des großen, zweischläfrigen Bettes eingepackt, aber es ging ihr besser und ihr Gesicht wurde heller, als die Tochter hereinkam. Stine war immer ihr Lieblingskind gewesen, obgleich sie es vor ihrem Mann nie zeigen durfte, besonders seit der eigenwilligen Heirat, die der alte Rodtmeier nie ganz verziehen hatte.

Die beiden Frauen hatten sich seit der Nachricht von Daniel Pöhlers Tod schon gesehen, die Bäuerin war damals noch nicht krank gewesen und war gleich zu der Tochter gekommen. Jetzt sprachen sie nicht mehr viel über das Geschehene. Stine saß still am Bett, sie hatte Fritzchen in die Kissen gesetzt, der kleine Junge spielte und schwatzte vor sich hin.

Nach ein paar Minuten kam mit seinem schweren, bedächtigen Schritt der Rodtmeier in die Tür. Er nickte Stine nur zu und setzte sich dann mit der Pfeife nebenan in die Stube auf die Bank, aber so, daß er in die Kammer hineinsehen konnte.

Eine Weile saß er mit ernstem Gesicht, ohne zu sprechen. Seine Augen gingen den Bewegungen des kleinen, weißköpfigen Jungen auf dem Bett nach. Dann stand er plötzlich auf und kam herein.

„Stine“, sagte er langsam, „eck heww de Lüe vun

di kören hürt. Eck wull blot fragen, woans dat wohr is. Sei segget, dau wierst up'n Eikhaw in Daglohn gahn."

Stine nickte. „Jau, Vadder, dat heww 'ck dahn", sagte sie nur kurz.

Der alte Bauer zog die struppigen, grauen Augenbrauen zusammen.

„Eck wull dat nich glöwen, as seit't mi säen", sagte er heftig, „büst woll nich klauk, Maike? Weitst denn nich, dat sik dat nich hürt un nich schickt för'ne Dochter vun'n Rodthaw?"

Stine sah dem Alten ruhig ins Gesicht.

„Vadder, eck weit, dat sik dat för 'ne Daglähnerfru hürt un schickt. Danjel hett süs för mi sorgt, un för den Lütjen. De is'r nu nich mihr, un möt eck sülben wat verdeinen."

Sie wandte hastig den Kopf nach der Wand und kniff die Lippen zusammen.

Es war, als ob die Erwähnung ihres schweren Kummers den alten Mann ruhiger machte. Er antwortete nicht und tat ein paar starke Züge aus der Pfeife.

„Stine", sagte er dann, „eck heww ji dat jau all vör'n Johr seggt, mit den Jungen. Danjel wull dat denn nich, aewer nu is dat jau all anners kamen. Lat din Hus nu man stahn un kumm up'n Haw. Denn kann de Lütje as Anerbe uptagen warden. Hei kriggt den Haw jau doch mal. Un in Daglohn gahn hest'e denn ok nich mihr nödig."

Er lachte breit und kurz auf. Die Bäuerin hatte sich in den Kissen aufgerichtet und sah ängstlich von

einem zum andern. Stine sah vor sich hin, ohne zu antworten.

„Kumm, Stine, slog in!“ sagte der Rodtmeier noch einmal befehlend.

Stine hob hastig den Kopf. In ihren Augen war auf einmal wieder das Unruhige, Wirre, das sie jetzt meist hatte, wenn sie von ihrem toten Mann sprach.

„Nee, Vadder — dat kann eck nich. Danjel hett dat ok nich wullt. Hei hett dat jau sülben seggt, as Ji em fragt hebbet. De Junge is'n Daglähnerkind, und dat schall hei bliwen, hett hei seggt. Sau lang as wi de Arme rögen un arbeiten künnt, schall hei nich ut'n Hus. Dat hett hei seggt.“ —

Die alte Frau beugte sich vor und sah ihr ins Gesicht.

„Stine, sau'n Dölmer was Danjel ok nich, dat hei dat wulle, dat sin Fru sik afrackern schull, wenn sei dat beter hebben künne. Un wenn de Lütje doch mal den Haw kregen möt“ —

Stine schüttelte nur den Kopf. Um ihren Mund waren ein paar starre eigensinnige Falten.

Der alte Bauer stand noch immer breitspurig vor ihr.

„Maike, hest din Klauk verlüst't? N' Meierhaw ward den Jungen nich alle Dag anbaden.“

In Stines Augen war Angst, und fast feindliche Abwehr.

„Lat mi tofre'en. Eck kann nich anners. Danjel hett't seggt.“

Mehr sagte sie nicht. Nach einem Augenblick stand sie auf.

„Adjüs tosamen. Ek möt nach Hus, t'is all late, de Lütje möt slapen."

Der Rodtmeier war finster, ohne die Tochter anzusehen, an ihr vorbei hinausgegangen, und schlug die Tür hinter sich zu. Die alte Frau starrte die Tochter mit sorgenvollen Augen kopfschüttelnd an, als sie ihr die Hand gab.

Stine hatte den Jungen auf dem Arm, warm in ihren großen Mantel gewickelt. Sie ging hastig, es war schon spät und fast dunkel. Ein paarmal sah sie sich um, als ob sie Angst hätte, daß jemand hinter ihr wäre. Vor ihrem Haustor blieb sie einen Augenblick stehen und sah zu dem Spruch auf dem Torbalken auf, unter dem in bunten Buchstaben Daniels und ihr Name stand.

„Nee, Fritschen, wi bliwwt hier. Sei schallt di nich wegehalen", sagte sie auf einmal laut, „Danjel will dat nich. Hei hett't mi seggt." —

Es wurde Winter, Stine ging jeden Tag auf den Eikhof zur Arbeit, obgleich auf dem Felde nichts mehr zu tun war. Aber die Eikhofbäuerin war gutmütig, und der Hof war so groß, daß ein paar Hände nie zu viel waren.

Stine tat, was sie konnte, aber es wurde ihr schwer. Sie wußte jetzt, was es heißt, eine Last schleppen, die vor der Zeit alt und müde macht; ebenso wie die andern Tagelöhnerfrauen mit den vertragenen, geflickten Kleidern und den gefurchten Gesichtern.

Aber sie blieb doch fremd zwischen diesen Frauen, wenn sie auch jetzt eine von ihnen war. Sie hatte etwas Gedrücktes, Scheues im Wesen seit dem Unglück, sie sprach auch kaum. Und in ihren Augen war manchmal

ein sonderbar leerer Blick, vor dem die andern fast Angst hatten. Sie tuschelten hinter ihr her, wenn sie vorbei ging.

So war sie meist für sich allein. Sie sprach fast mit keinem Menschen, auch mit der alten Bäuerin, ihrer Mutter nicht, wenn die Sonntags bisweilen kam. Sie sagte ihr auch nicht, daß sie sich krank fühlte.

Wenn sie in der kalten Dämmerung des Wintermorgens ihren Weg auf den Eikhof ging, war es ihr oft, als ob die Kälte durch ihren Körper bis ins Herz schnitt. Ein kurzer, trockner Husten nahm ihr den Atem weg, und scharfe Stiche in Brust und Rücken zwangen sie bisweilen, die Arbeit liegen zu lassen.

Sie dachte selbst gar nicht darüber nach. Sie dachte überhaupt über nichts mehr nach, sie war zu müde. Es war eben so, und da half ja nichts.

Aber die Eikhofbäuerin blieb manchmal bei ihr stehen und sah sie mitleidig an.

„Pöhlern, sei bruket sik nich sau afrackern. Sett't sei sik doch'n beten un rauh't sik. Wi hebbet jau Tid."

Dann schüttelte Stine nur den Kopf.

„Dann heww'ck jau min Daglohn nich verdeint!" sagte sie hastig.

Sonntags ging sie nie mehr mit dem Jungen aus, sie saß lieber in der kleinen Stube und sah zu, wie er spielte. Manchmal holte sie Daniels letztes Geschenk aus dem Schrank, ließ den Kleinen das hölzerne Pferd streicheln und band sich selbst das Tuch um. Die schreienden Farben der Seide standen sonderbar zu dem mageren, gelblichen Gesicht mit den herben Falten um den Mund. Sie erschrak selbst davor, als sie sich in

dem kleinen halbblinden Spiegel in der Kammer sah.

Ihr Weg ging bergab.

Der Weg des Jahres ging wieder bergauf, dem Johannistag zu.

Im Beet hinter dem Haus blühten wieder die Pechnelken, der Geruch des blühenden Korns lag in der Luft.

Die Sonne stand schon hoch. Auf den Eikhofwiesen mähten die Knechte, die Sensen blitzten jedesmal, wenn sie mit sausendem Ton durch das hohe Gras fuhren.

Die Eikhofbäuerin wartete heute vergeblich auf ihre Tagelöhnerin, und die Nachbarsfrau, deren Jungen Fritzchen immer mitnahmen, wenn sie an den Grasrainen und Feldwegen die Ziegen hüteten, hatte die Kinder schon längst allein ausgeschickt.

Als es aber fast Mittag war, wunderte sie sich doch, daß sich in dem kleinen Haus nebenan nichts rührte. Sie ließ das Waschfaß stehen, trocknete sich mit der blauen Schürze den Seifenschaum von den Armen und lief hinüber, um nachzusehen. Stine tat ihr leid, sie mußte sich doch etwas um sie kümmern, vielleicht war sie krank geworden.

Es war still im Haus, eine große Stille.

Stine saß auf dem Fensterplatz, der Kopf war etwas zur Seite gesunken und lehnte an der Wand, das magere Gesicht war ganz weiß und ganz ruhig.

Sie mußte den Jungen noch angezogen haben, er hatte schon die Schürze vorgebunden und das gestrickte rote Mützchen auf, mit dem sie ihn immer zur Nachbarin brachte, ehe sie zur Arbeit ging. Aber dem Kleinen war das Warten wohl lang geworden. Er

lag auf der Erde, fest schlafend, ein Stück Brot in der kleinen, braunen Faust.

Die Nachbarsfrau schrie auf, als sie Stine nah kam, sie hob hastig den schlafenden Jungen auf und lief aus der Tür, so schnell sie konnte, ohne sich umzusehen. —

In dem kleinen Haus war es wieder still. Eine große, ernste heilige Stille. —

Neben der kleinen, grauen Kirche hatten sie das Grab gegraben. Sie waren fast alle mit der Leiche gegangen, das ganze Dorf, schon des Rodtmeiers wegen, der, den weißen Kopf etwas gebeugt, den andern voran dicht hinter dem Sarge ging.

Nun standen sie um das Grab, die Männer im Kirchenrock, die Hüte in den Händen, die Frauen mit schwarzen Mützen und Trauertüchern — und sahen ernsthaft auf die dunkle Grube vor ihnen und darüber weg auf die sommergrünen Roggenfelder dicht hinter der niedrigen Kirchhofmauer.

Den hohen, bunten Giebel des Rodthofes konnte man auch über der dunklen Wand seines Eichenkampes sehen. Es war sehr still auf dem Hof; nur auf der Diele spielte der kleine Anerbe, der gestern aus dem Tagelöhnerhaus hier eingezogen war.

Das Glockenläuten und das Singen kam mit dem Sommerwind herüber, aber der Junge achtete nicht darauf. Er sah nur einmal lachend auf, als die alte Bäuerin über die Diele ging und ihm mit sonderbar zitteriger Hand über das kurze, weißblonde Haar fuhr. Dann spielte er weiter.

Ende.

tion gebildeten Decke ab, durch die nur der sehen kann, der mit diesen Leuten lebt. In jedem Dorfe giebt es Romane, jede Gemeinde hat ihre komischen und tragischen Novellen, jedes Haus seinen Erzählungsstoff, aber der Städter kann Jahr für Jahr in das Dorf kommen, ohne eine Spur davon zu bemerken. Denn diese Leute sprechen nur unter sich darüber und auch dann nur notgedrungen.

Aber Lulu von Strauß und Torney hat den Zaun durchbrochen, der die Städterin von der Seelenwelt der Bauern ihres Landes trennte, hat die Geheimnisse ihrer Herzen und die Geschichten ihrer Seelen zu lesen verstanden und diese Geheimnisse, diese Geschichten wiedergegeben in klassischer Weise.

Ja klassisch! Denn so schwer es ist, Bauern zu verstehen, unsere niedersächsischen Bauern besonders, noch schwerer ist es, sie lebenswahr darzustellen. Entweder werden die Bauern zu roh, zu grob, zu gemein dargestellt, oder, wie uns das neulich Wilhelm Schaar bewies, zu weich und zu süß. Die Bückeburgische Dichterin aber hat gerade die richtige Mitte eingehalten, hat die Bauern so abgebildet, wie sie sind, in ihrer ganzen kalten Härte und überlegenen Leidenschaftslosigkeit, die sie zeigen, und mit all der Güte und Weichheit, die hinter der Härte und Kälte ist.

Und da dieses Buch so gut und so schön ist, so empfehle ich es allen den Leuten, die unser Volk lieben. Ich glaube, jeder, der es kauft, wird mir Dank wissen."

Hermann Löns,
in einem längeren Feuilleton des „Hannoverschen Anzeigers".

„Volkstümlich im besten Sinne des Wortes, gehören die Geschichten, in denen der Dialekt mit großer Meisterschaft zur Wiedergabe der direkten Rede benutzt worden ist, zu den hervorragendsten Erzeugnissen der Heimatkunst. Bei diesen Bauerngeschichten kann man einmal mit Recht von ‚wurzelhaftem Können' reden. Alle Menschen, auch die nur flüchtig auftauchenden Nebenpersonen, sind scharf charakterisiert, echte Bauern und Bäuerinnen, lebenswahre Gestalten. Von großer Schönheit ist die Landschaftsschilderung. Von diesen Erzählungen werden die schaumburg-lippischen Bauern nicht sagen können, was die Nordstetter Bauern von Berthold Auerbachs ‚Schwarzwälder Dorfgeschichten' sagten, daß ‚alles verstunke und verloge' sei; auch da, wo ihnen das treue Bild ihres Ich nicht gefallen kann, werden sie der Dichterin ihre Zustimmung nicht versagen können. Lulu von Strauß und Torney, nicht hervorgewachsen aus dem Bauernvolk, hat sich tief hineingelebt in das Seelenleben der Bauern ihres Landes und das, was sie ergründet, fast unübertrefflich in ihren Geschichten wiedergegeben. Wer etwas wirklich gutes lesen will, der lese dies Buch."

Rheinisch-Westfälische Zeitung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Wiesbadener Volksbücher.

Bisher sind erschienen:

Nr.	Titel	Preis
Nr. 1:	**Riehl, W. H.,** Der Stadtpfeifer (56.—75. Tausend.) .	10 Pf.
Nr. 2:	**Hansjakob, H.,** Valentin der Nagler (36.—55. Taus.)	10 Pf.
Nr. 3:	**Rosegger, P.,** Das zu Grunde gegangene Dorf (56.—75. Tausend)	10 Pf.
Nr. 4:	**Dickens,** (Boz): Der Weihnachtsabend (16.—35. Taus.)	20 Pf.
Nr. 5:	**Stifter, Ad.,** Der Waldsteig (36.—55. Tausend) .	15 Pf.
Nr. 6:	**Jensen, W.,** Magister Timotheus (21.—35. Tausend)	10 Pf.
Nr. 7:	**Greinz, R.,** Das fünfte Rad (21.—40. Tausend) . .	10 Pf.
Nr. 8:	**Hauff, W.,** Die Karawane (Märchen) (21.—35. Taus.)	25 Pf.
Nr. 9:	**Hoffmann, Hans,** Spätglück; Sturmwolken (21.—40 T.)	15 Pf.
Nr. 10:	**Heyse, P.,** Der verlorene Sohn (36.—55. Tausend) . .	15 Pf.
Nr. 11:	**Starklof, L.,** Sirene (21.—35. Tausend)	30 Pf.
Nr. 12:	**v. Ebner-Eschenbach,** Krambambuli; der gute Mond (36.—55. Tausend)	10 Pf.
Nr. 13:	**Viebig, Clara,** Am Totenmaar u. a. (21.—40. Tausend)	15 Pf.
Nr. 14:	**François, Luise von,** Fräulein Muthchen (21.—40. T.)	15 Pf.
Nr. 15:	**Meyr, Melchior,** Der Sieg des Schwachen (21.—40. T.)	25 Pf.
Nr. 16:	**Keller, Gottfried,** Das Fähnlein der sieben Aufrechten (46.—65. Tausend)	15 Pf.
Nr. 17:	**Storm, Theodor,** Von Jenseit des Meeres (61.—70. T.)	15 Pf.
Nr. 18:	**Raabe, Wilhelm,** Die schwarze Galeere (51.—70. T.)	15 Pf.
Nr. 19:	**Kompert, Leopold,** Christian und Lea (26.—45. T.)	20 Pf.
Nr. 20:	**Frapan, Ilse,** Altmodische Leute (31.—50. Tausend) .	10 Pf.
Nr. 21:	**Wilbrandt, Adolf,** Der Lotsenkommandeur (31—50 T.)	15 Pf.
Nr. 22:	**Stifter, Adalb.,** Granit (16.—30. Tausend)	10 Pf.
Nr. 23:	**Almquist,** Die Kolonisten auf Grimstahamn (16.—35. T.)	10 Pf.
Nr. 24:	**Gotthelf, Jerem.,** Elsi, die seltsame Magd (16.—35. T.)	10 Pf.
Nr. 25:	**Villinger, Hermine,** Knöpfche und a. Erz. (16.—35. T.)	10 Pf.
Nr. 26:	**Droste-Hülshoff, A. v.,** Die Judenbuche (16.—35. T.)	15 Pf.
Nr. 27:	**Tolstoi, Leo, Graf,** Auf Feuer habe acht. Zwei Greise (16.—35. Tausend)	15 Pf.
Nr. 28:	**Horn, W. O. v.,** Friedel (16.—35. Tausend) . . .	40 Pf.
Nr. 29:	**Muellenbach, Ernst,** Johannissegen; Silberdistel (16.—35. Tausend)	15 Pf.
Nr. 30:	**Mosen, Julius,** Heimweh (16.—35. Tausend) . . .	15 Pf.
Nr. 31:	**Stern, Adolf,** Das Weihnachtsoratorium (16.—35. T.)	20 Pf.
Nr. 32:	**Grillparzer, Franz,** Der arme Spielmann (16.—35. T.)	15 Pf.
Nr. 33:	**Liliencron, Detlev v.,** Zwei Kriegsnovellen (21.—40. T.)	10 Pf.
Nr. 34:	**Hauff, Wilhelm,** Jud Süß (16.—35. Tausend) . .	20 Pf.
Nr. 35:	**Pasqué, Ernst,** Wer hat dich, du schöner Wald? (16.—35. Tausend)	10 Pf.
Nr. 36:	**Kleist H. v.,** Michael Kohlhaas (16.—35. Tausend) .	20 Pf.
Nr. 37:	**Fischer, W.,** Das Licht im Elendhause (21.—40. T.) .	15 Pf.

Fortsetzung siehe 4. Seite des Umschlags.

Nr. 38: **Gerstäcker, F.,** Der Schiffszimmermann; das Wrack (21.—40. Tausend) . . . . 25 Pf.

Nr. 39: **Sohnrey, H.,** Der Hunnenkönig u. eine a. Erz. (21.—40. T.) 10 Pf.

Nr. 40: **Mérimée, Prosper,** Colomba (16—35. Tausend) . . 35 Pf.

Nr. 41: **v. Saar, Ferdinand,** Tambi (21.—40. Tausend) . . 10 Pf.

Nr. 42: **Hebbel, Friedrich,** Meine Kindheit; Mutter und Kind (1.—20. Tausend) . . . . 20 Pf.

Nr. 43: **Heiberg, Herm.,** Peter Brede; Jeg elsker Dig (1.—20. T.) 15 Pf.

Nr. 44: **Muellenbach, Ernst,** Franz Friedrich Ferdinand (1.—20. Tausend) . . . . 20 Pf.

Nr. 45: **Kompert, Leopold,** Gottes Annehmerin (1.—20. T.) 15 Pf.

Nr. 46: **Spindler, Karl,** Der Hofzwerg (1.—20. Tausend) . . 15 Pf.

Nr. 47: **Ompteda, Gg. Freiherr v.,** Der Major u. a. (1.—20. T.) 10 Pf.

Nr. 48: **Meyr, Melchior,** Regine (1.—20. Tausend) . . . . 20 Pf.

Nr. 49: **Mathy, K.,** Aus dem Leben eines Schullehrers (1.—20. T.) 10 Pf.

Nr. 50: **Schmitthenner, A.,** Der Ad'm; Friede auf Erden (1.—20. Tausend) . . . . 10 Pf.

Nr. 51: **Grimm, Jac.,** Walthari-Lied; . . } (1.—20. Tauf.) 15 Pf.
Grimm, Wilh., Der arme Heinrich }

Nr. 52: **Pichler, A.,** Der Einsiedler (1.—20. Tausend) . . . 20 Pf.

Nr. 53: **Rietschel, Ernst,** Jugenderinnerungen (1.—20. Tausend) 20 Pf.

Nr. 54: **Liliencron, Detlev v.,** Gedichte (1.—20. Tausend) . 20 Pf.

Nr. 55: **Mosen, Julius,** Meines Großvaters Brautwerbung; Ismael (1.—20. Tausend) . . . . 15 Pf.

Nr. 56: **Schmidt, Maximilian,** Zwei lustige Geschichten (1.—20. Tausend) . . . . 15 Pf.

Nr. 57: **Björnson, Björnstjerne,** Ein fröhlicher Bursch (1.—20. Tausend) . . . . 20 Pf.

Nr. 58: **Silberstein, August,** Der Gerhab (1.—20 Tausend) . 20 Pf.

Nr. 59: **Goethe,** Hermann und Dorothea (1.—15. Tausend) . . 15 Pf.

Nr. 60: **Rosegger, P.,** Das Ereignis in der Schrun u. a. Erz. (1.—20. Tausend) . . . . 20 Pf.

Nr. 61: **Reuter, Fritz,** Ut de Franzosentid (1.—15. Tausend) . 35 Pf.

Nr. 62: **Jacobs, W. W.,** Ein voreiliges Experiment u. a. (1.—20. Tausend) . . . . 10 Pf.

Nr. 63: **Schiller,** Ausgewählte Gedichte (18.—27. Tausend) . . 30 Pf.

Nr. 64: **Dreyer, Max,** Vater und Sohn (1—20. Tausend) . . 15 Pf.

Nr. 65: **Voigt-Diederichs,** Zwischen Lipp' und Kelchesrand (1.—20. Tausend) . . . . 10 Pf.

Nr. 66: **W. O. von Horn** (W. Oertel), Meine erste Braut; Ein Stücklein von der Mosel (1.—20. T.) . . . . . 15 Pf.

Nr. 67: **Hoefer, Edm.,** Rolof der Rekrut (1.—20. Tausend) . 15 Pf.

Nr. 68: **Strauss-Torney, Lulu v.,** Bauernstolz (1.—20. Tsd.) 15 Pf.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Probeheft gegen Einsendung von 15 Pf. in Marken.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt durch die Geschäftsstelle Buchhandlung **Heinrich Staadt in Wiesbaden.**

Der Vorstand des Volksbildungsvereins in Wiesbaden.